Prot. (1) 1085/2026

„Mit großer Freude kehrten sie nach Jerusalem zurück “
Ein Vorschlag, die Berufung der Kirche im Heiligen Land zu leben

Liebe Brüder und Schwestern,
der Herr schenke euch Frieden!

In diesen Jahren meines pastoralen Dienstes habe ich zu euch, unserer geliebten Kirche von Jerusalem, auf verschiedene Weise gesprochen: durch Predigten, einige kurze Briefe, aber vor allem während meiner Pastoralbesuche. Gerade diese Besuche waren Momente der Begegnung und des Austauschs mit den Gemeinden und haben das Leben der Ortskirche und auch mein eigenes geprägt. Sie haben es mir ermöglicht, unsere Diözese näher kennenzulernen und jener Einheit zwischen Hirten und Gemeinde, die die Grundlage des kirchlichen Lebens bildet, konkreten Ausdruck zu verleihen.

In den letzten Jahren jedoch hat uns der x-te tragische Krieg, in den wir hineingestürzt wurden – mit seinen Folgen für das Leben von uns allen – , dazu gezwungen, die Art und Weise sowie den Rahmen unseres Dienstes, den ich so gut wie möglich fortzusetzen versucht habe, zu überdenken. In dieser dramatischen Zeit, die wir gerade durchleben, waren wir alle gefordert, den Armen zu dienen, Ungerechtigkeiten anzuprangern, vor Ort präsent zu sein und vor allem zu beten und auf das Wort Gottes zu hören. Dabei haben wir uns um Einheit und Wahrheit bemüht, in unserem Dasein vor Ihm und vor jedem Bruder und jeder Schwester.

Angesichts der aktuellen Ereignisse – und angesichts der Last, die diese Ereignisse auf das Leben unserer Kirche hatten und noch haben werden

–, verspüre ich nun das Bedürfnis, ein ausführlicheres Wort und eine umfassendere Reflexion an zu bieten, die daher ausnahmsweise auch länger ausfällt. Dieser *Brief* ist also weder für eine schnelle oder oberflächliche Lektüre gedacht, noch soll er als Text für politische Analysen dienen. Er soll Stück für Stück gelesen werden, als Hilfsmittel für unser Urteilsvermögen, und ist auch dazu gedacht, den Dialog und die Reflexion innerhalb unserer kirchlichen Gemeinschaften, in unseren Gemeinden, in den Klöstern und in den Familien zu fördern. Sein Ziel ist es nicht, sofortige Antworten oder technische Lösungen anzubieten, sondern jedem zu helfen, sich selbst zu fragen, wie man heute den christlichen Glauben in diesem Land im Lichte des Evangeliums leben kann.

Ich finde es schwierig, mich auf die üblichen, situationsbedingten Erklärungen, die oft fast identisch nacheinander folgen, zu beschränken. Dringlicher verspüre ich das Bedürfnis nach Worten, die wahrhaftig und für uns bedeutend sind. Das Leid dieser Zeit lässt es nämlich nicht zu, uns auf beschönigende und abstrakte – und daher unglaubwürdige – Reden zu beschränken, noch erlaubt es uns, bei den x-ten Analysen oder Anklagen stehen zu bleiben.

Analysen und Anklagen hat es bereits mehrfach gegeben, und dazu haben wir schon genug gesagt – mit Worten und Taten. Analysen und Anklagen bleiben notwendig – wir können nicht darauf verzichten, sie zu äußern – , aber sie allein werden uns keine Horizonte des Vertrauens eröffnen. Vielleicht finden sie auch außerhalb unserer Gemeinschaft Anklang bei allen, die sich in unseren Einschätzungen wiederfinden. Sie müssen jedoch von *der* Frage begleitet werden, *was der Herr in diesem Moment von uns verlangt*, und wir müssen uns fragen, *wie wir unserem Glauben in diesem schwierigen Kontext gelebten Ausdruck verleihen können.* Es ist die Frage, die meinen Dienst als Kirchenhirte schon seit geraumer Zeit begleitet: *Wie können wir uns als Christen, als kirchliche Gemeinschaft, in dieser Konfliktsituation – politischer, militärischer, spiritueller Natur – verhalten, von der wir wissen, dass sie noch viele Jahre andauern wird?* Dieser Konflikt ist mittlerweile fester Bestandteil des kirchlichen Lebens, des Alltags eines jeden von uns, und leider inzwischen auch Teil der Kultur dieser Region. Es handelt sich also nicht um eine Phase, die es zu überwinden gilt, sondern um den Ort, an dem unsere Kirche berufen ist,

ihren spezifischen Auftrag als Gemeinschaft von Gläubigen in Christus zu verwirklichen. In dieser Region, in der die Grenzen der Identität so stark ausgeprägt sind, muss unser Christsein zum Zeugnis einer besonderen Lebensweise auch inmitten des Konflikts werden und in dem, was wir sagen und tun, sichtbaren und erkennbaren Ausdruck finden. Wir sind aufgerufen, die gegenwärtige Zeit aus christlicher Perspektive zu deuten, auf eine Weise, die uns klar und unverwechselbar erkennen lässt.

Mit diesem *Brief* möchte ich versuchen, diese Frage zu beantworten. Er ist das mühsame und schmerzhafte Resultat – wie jeder Versuch einer spirituellen Synthese – meiner Reflexion und meines Gebets sowie dessen, was in dieser Zeit gereift ist. Es handelt sich natürlich nicht um eine perfekte Synthese. Man sollte sie vielmehr als einen ersten Impuls verstehen, der im Laufe der Zeit einer Reifung, Verfeinerung und Ergänzung bedarf, insbesondere durch den Austausch – notfalls auch dialektisch – mit allen, die sich auf diesen Versuch einer Synthese und auf diese Lektüre einlassen wollen. Vorausgesetzt, man ist dabei von dem aufrichtigen Wunsch geleitet, den Willen Gottes für jeden von uns zu verstehen. Ich fasse hier auf systematische und geordnete Weise zusammen, was ich in den letzten Jahren bei verschiedenen Gelegenheiten bereits teilweise dargelegt habe.

Das biblische Bild, um das sich meine Überlegungen drehen werden, ist die Stadt, insbesondere die Stadt Jerusalem. Das Bild der Stadt ist weit verbreitet und uns vertraut. Es steht für das Zusammenleben, für die zivilen und religiösen Beziehungen. Wir werden uns jedoch nicht mit dem allgemeinen Begriff der Stadt befassen, sondern mit Jerusalem als idealem Vorbild, wobei wir uns auf einige Stellen der Heiligen Schrift beziehen werden. Wir sind die Kirche von Jerusalem, und die Heilige Stadt ist nicht nur das geografische, sondern auch das geistliche Herz unserer kirchlichen Gemeinschaft. Sie ist der Ort, der das Herzstück unseres Glaubens – die Erlösung – bewahrt, und daher auch der geografische und geistliche Ort, der die Identität unserer Kirche bewahrt, das Zentrum, zu dem wir zurückkehren müssen, um die Inspiration und Orientierung zu finden, die wir in dieser Zeit brauchen. Unsere Kirche hat ein facettenreiches Gesicht, das Ausdruck des Reichtums ihrer Riten und Traditionen ist. Von ihren Anfängen bis heute ist sie ihrem Wesen nach pluralistisch, da Jerusalem die Mutter aller Völker ist. Andererseits

hat sie seit vielen Jahrhunderten eine sehr klare Ausprägung: Es ist eine Kirche, die überwiegend in einem arabischen Kontext verwurzelt ist. Unser Blick auf die Ereignisse, die wir gerade erleben, geht daher von dieser Kirche aus, die über ihr weites Gebiet verstreut ist. Es ist ein Blick, der gerade weil er in diesem Land verwurzelt ist, dennoch danach strebt, alle seine Bewohner zu umfassen und einzubeziehen.

Tatsächlich kann sich jede einzelne Gemeinde in der Heiligen Stadt wiedererkennen: von der kleinsten Pfarrei in Jordanien bis zur bevölkerungsreichsten, von den lebendigen Gemeinschaften auf Zypern bis zu den hebräisch sprechenden Gemeinden in Israel, von den von Prüfungen gezeichneten Pfarreien in Palästina bis zu denen, die in Israel präsent und verwurzelt sind, bis hin zu den Migranten, den Asylsuchenden und all den anderen vielfältigen Gemeinschaften unserer Diözese. Jerusalem ist das geistliche Vorbild, das unsere Kirche, die über so unterschiedliche Gebiete und politische Situationen verteilt ist, vereint.

Dieser *Brief* gliedert sich in drei Teile: Der erste beginnt mit meiner Einschätzung des gegenwärtigen Zustands der Unordnung. Bevor wir über Ideale sprechen, müssen wir uns fest in der Wirklichkeit verankern, so wie sie ist, und gleichzeitig Gottes aktives Wirken in ihr anerkennen.

Im zweiten Teil möchte ich eine Vision für unsere Gemeinde vorstellen, die von der Heiligen Schrift inspiriert und darin verankert ist und eine klare Verbindung zu Jerusalem aufweist.

Der dritte Teil zielt darauf ab, diese Vision in pastorale Konsequenzen für unsere kirchliche Gemeinschaft umzusetzen und dabei die Aktivitäten unserer Pfarreien, Familien, Schulen und Institutionen zu berücksichtigen.

Wie ich bereits gesagt habe, handelt es sich um einen *Brief* vor allem pastoraler Natur: Er enthält keine rein politischen Überlegungen und Analysen. Er ist nur im weitesten Sinne „politisch“, da er unser Verbleiben als Christen in *der Polis*, also in unserer realen Welt und in unserer Stadt Jerusalem, betrifft, während wir uns stets auf *die* wahre und endgültige *Polis*, das himmlische Jerusalem, ausrichten.

ERSTER TEIL

Die Wirklichkeit lesen: Überlegungen zur Gegenwart

Bevor wir uns mit unserer Mission als Gläubige auseinandersetzen, müssen wir ehrlich die Wirklichkeit betrachten, in der wir berufen sind, unseren Glauben zu leben. Denn wir müssen von der Realität ausgehen, in der wir uns befinden, um die Frage, die uns durch den gesamten *Brief* begleiten wird: *Wie können wir als Christen diesen Konflikt bewältigen*? konkret beantworten zu können.

In einer so komplexen Realität, wie der unseren, bleibt jeder Versuch die Wirklichkeit in ihrer Gesamtheit zu erfassen, zwangsläufig unvollständig. Dieses Risiko nehme ich in Kauf.

Es ist nicht meine Absicht, den chronologischen Ablauf der Ereignisse zu rekonstruieren, sondern vielmehr deren historische Tragweite zu verstehen. Der 7. Oktober 2023 und der Krieg im Gazastreifen hatten für jedes der beiden Völker dieses Landes eine andere und einschneidende Bedeutung. Für die Palästinenser stellt er die letzte, dramatische Phase einer langen Geschichte voller Demütigungen und Vertreibungen dar. Für die Israelis hingegen war es etwas noch nie Dagewesenes: Gewalttaten, die die Schrecken wiederaufleben ließen, die sich vor achtzig Jahren in Europa ereignet hatten. Ohne auf diese Diskussion einzugehen, die über unser Thema hinausgeht, möchten wir darauf hinweisen, dass der 7. Oktober und der Krieg im Gazastreifen mittlerweile allgemein als Zäsur angesehen werden; als Ereignisse, die eine Ära beendet und eine neue eingeleitet haben – und zwar auf denkbar schlimmste Weise.

So sind wir in ein „Danach“ gestürzt, das wir nur schwer begreifen, dessen Konturen wir aber bereits umreißen können.

Was wir derzeit erleben, ist nicht nur ein lokaler Konflikt. Es ist das Symptom einer viel tieferen Krise, eines globalen Paradigmenwechsels. Jahrzehntelang glaubte die internationale Gemeinschaft, insbesondere die westliche Welt, an eine internationale Ordnung, die auf Regeln, Verträgen und Multilateralismus beruhte. Nicht ohne einen Hauch von Heuchelei erklärte sie, dass das Völkerrecht, die Genfer Konventionen

und die UN-Resolutionen zwar unvollkommene, aber notwendige Instrumente seien, um das Zusammenleben der Völker zu regeln und die Schwächsten vor dem Recht des Stärkeren zu schützen. Heute scheinen alle ihre Schwächen erkannt zu haben, die sich in ihrer Unfähigkeit, diese Konflikte zu bewältigen, zeigt. In Israel und Palästina war das Vertrauen in dieses System aus unterschiedlichen und gegensätzlichen Gründen längst verschwunden.

Wir erleben die Rückkehr der Gewaltanwendung als Mittel, das als entscheidend für die Beilegung von Streitigkeiten angesehen wird. Dabei wird diese fast ausschließlich auf ihre gewalttätige und militärische Form reduziert – auf Kosten jeder anderen Möglichkeit, die auf Recht, Dialog und Verantwortung gegenüber der Zivilbevölkerung beruht. Der Krieg ist zum Gegenstand eines Götzenkults geworden: Man setzt sich nicht mehr an den Verhandlungstisch, um Konflikte zu vermeiden, sondern man hält sie als mögliches oder gar unvermeidbares Szenario fest im Blick. Zivilisten gelten nicht mehr als Kollateralschäden, sondern werden zu Schäden, die der mangelnden Kapitulation des Feindes anzulasten sind, oder zu Werkzeugen, die der Erreichung des eigenen Ziels dienen. Der Krieg wird zum Selbstzweck. Einige Weltmächte, die sich einst als Garanten der internationalen Ordnung präsentierten, zeigen heute ein anderes Gesicht: Sie ergreifen Partei nicht aus Gerechtigkeitsgründen, sondern aufgrund ihrer eigenen strategischen und wirtschaftlichen Interessen. Ein Großteil der Institutionen – zivile, politische, religiöse – werden angesichts dieser neuen globalen Unordnung zu stillen und machtlosen Zuschauern.

Die Logik der Abschreckung als Sicherheitsinstrument, der Einsatz von Waffen und Gewalt bei der Konfliktbewältigung sowie der Verteidigungsbegriff selbst werfen heute ethische und politische Fragen von großer Tragweite auf: nach ihrer Legitimität, den Modalitäten ihres Einsatzes, den wirtschaftlichen und sozialen Kosten, den konkreten Folgen für die Zivilbevölkerung und vielem mehr.

Zu diesen Fragen kommt heute ein Aspekt hinzu, der nicht ignoriert werden darf: das zivile Bewusstsein der Völker, das im Laufe der Zeit gereift ist und tiefgreifend von der Verinnerlichung der Werte der Menschenwürde, der Achtung des Lebens und der Grundrechte geprägt wurde. Dieses moralische Erbe, das heute in den Herzen der modernen

Gesellschaften verankert ist, hinterfragt jede politische und militärische Entscheidung und setzt dem Einsatz von Gewalt klare Grenzen.

Die Geschichte dieses Landes, geprägt von uralten und wiederkehrenden Konflikten, lehrt uns zudem, dass es illusorisch ist, zu glauben, Gewalt könne allein – selbst wenn sie kurzfristig als notwendig erachtet wird – eine dauerhafte Lösung sein. Wenn sie zur alltäglichen Sprache und zum vorherrschenden Maßstab wird, schürt sie letztendlich eine Spirale der Gewalt, die nur sehr schwer zu durchbrechen ist.

Solche Gewalt hinterlässt tiefe Wunden: materielle Zerstörung und moralische Verletzungen, die künftige Generationen belasten. Deshalb dürfen wir – ohne die Komplexität der Entscheidungen, vor denen die Verantwortlichen stehen, zu ignorieren – nicht aufhören, daran zu erinnern, dass Gewalt weder der endgültige Weg noch das Fundament für eine friedliche Zukunft sein kann.

Die Rolle der Medien und der Kommunikation ist heute zentraler denn je. Einerseits sind sie das Fenster, durch das wir Informationen aus Orten erhalten, die sonst unerreichbar wären. Andererseits sind sie zum bevorzugten Medium für die Verbreitung von Darstellungen geworden, die oft widersprüchlich und zunehmend schwerer zu überprüfen sind. In einem Konflikt wie dem aktuellen wird der Krieg nicht nur vor Ort geführt, sondern auch mit Worten und Bildern: Jedes Foto, jedes Video, jede Schlagzeile kann zur Waffe werden. Es besteht die reale Gefahr, die Orientierung zu verlieren und nicht mehr zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Berichterstattung und Propaganda unterscheiden zu können.

Hinzu kommt ein weiteres Element, das vielleicht noch neuer und beunruhigender ist. Der aktuelle Krieg hat weitere ethische Fragen aufgeworfen, auf die wir nicht vorbereitet waren. Ich denke dabei insbesondere an den Einsatz künstlicher Intelligenz bei Kriegseinsätzen. Es geht nicht mehr nur um immer ausgefeiltere Waffen oder ferngesteuerte Drohnen: Wir treten in eine Phase ein, in der Algorithmen Ziele auswählen und Entscheidungen treffen, die bis gestern ausschließlich Menschen vorbehalten waren. Was geschieht, wenn eine Maschine entscheidet, wer lebt und wer stirbt? Welche Verantwortung liegt noch beim Menschen? Das sind neue Fragen, auf die wir noch keine Antworten haben, die wir aber nicht länger ignorieren können.

Ich möchte hier nicht näher auf diese komplexen Überlegungen eingehen, sondern lediglich betonen, dass diese neue Ära auch bisher unbekannte Fragen aufwirft, mit denen wir uns früher oder später ernsthaft auseinandersetzen müssen. Es muss jedoch gesagt werden, dass die Krise des Multilateralismus und der Institutionen sowie diese neuen Fragen keine abstrakten, von unserer Erfahrung losgelöste Gedankengänge sind. Vielmehr wirken sie sich direkt auf das Leben unserer Gemeinschaft aus; sie bilden den Rahmen, in dem sich unser Alltag in den letzten Jahren abgespielt hat, und haben tiefes Leid verursacht. Ich habe mich zum Beispiel schon oft gefragt: Wie viele Menschen sind in den jüngsten Kriegen auf unserem Territorium aufgrund einer „Entscheidung eines Algorithmus“ gestorben? In diesem Kontext müssen wir die Erfahrungen unserer Diözese in den Blick nehmen.

Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen, wollen wir versuchen, die Dinge zu ordnen, indem wir die Folgen dieses Chaos für unser aller Leben in fünf zentrale Bereiche gliedern.

1. Wenn Beziehungen zerbrechen: Schmerz, Hass und Misstrauen

Der erste Riss ist das Zerreißen des Geflechts menschlicher Beziehungen. Der Schmerz – der stets Achtung verdient – hat sich in den Seelen viel zu vieler Menschen tief verwurzelt.

Angesichts der Tragödien und Ungerechtigkeiten unserer Zeit ist das Gefühl, Opfer zu sein, eine weit verbreitete Reaktion. Jeder neigt dazu, sein eigenes Leid als einzigartig und absolut wahrzunehmen. Diese Haltung macht es sehr schwer, die Erfahrungen des anderen anzuerkennen, und beeinflusst maßgeblich, wie Einzelpersonen und Gemeinschaften das Geschehen um sich herum erleben und interpretieren.

Es ist jedoch wichtig zu erkennen, dass die Erfahrung, Opfer zu sein, je nach den Umständen unterschiedlich sein kann. Manche sterben in den eigenen vier Wänden, während andere direkt im Kampf fallen. Manche erleben die Zerstörung ihres Zuhauses bei einem Bombenangriff, andere erleben Jahr für Jahr den Verlust ihres Landes. Manche haben Belagerung, ohne Zugang zu lebensnotwendigen Gütern wie Nahrung und Medikamente, erlebt, während andere mit der ständigen Angst vor

Terroranschlägen konfrontiert sind. Schmerz bleibt immer Schmerz, und es ist nicht unsere Absicht, eine Rangliste des Leidens aufzustellen. Auch wenn wir die unterschiedlichen Situationen respektieren und ihre Komplexität anerkennen, können wir sie dennoch nicht alle als identisch betrachten: Es gibt einen Unterschied zwischen denen, die Macht ausüben, und denen, die sie erdulden, zwischen denen, die regieren, und denen, die regiert werden, zwischen denen, die Waffen besitzen, und denen, die von ihnen bedroht werden, zwischen denen, die besetzen, und denen, die besetzt sind. Die Verantwortlichkeiten sind unterschiedlich. Diesen Unterschied anzuerkennen, ist ein Akt des Respekts gegenüber Gerechtigkeit und Wahrheit.

Der Hass hat tiefe Furchen geschlagen. Wir erleben eine schmerzhafte Entmenschlichung des Anderen: Wenn er nur noch „der Feind“ ist, ist alles erlaubt. Die Gewalt hat nicht nur Städte und Häuser, Menschen und Hoffnungen zerstört: Sie hat auch das Gewissen geprägt, den öffentliche Diskurs vergiftet und selbst bei vermeintlich gemeinsamen Idealen ein Gefühl des Verrats hervorgerufen. Sie hat einen Kreislauf von Opfer gegen Opfer geschaffen, der mit der Zeit die Gemüter verhärtet und es immer schwieriger macht, Wege der Versöhnung zu beschreiten.

Das politische Leben und die zivilen Institutionen scheinen außerstande, eine langfristige Perspektive zu entwickeln, was die Orientierungslosigkeit und Skepsis in einem von Misstrauen geprägten Umfeld weiter verstärkt. Und genau deshalb stehen viele – insbesondere junge Menschen – jeder Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens und der Überzeugung an eine glaubwürdige Alternative zur Spirale aus Konflikt und Ungerechtigkeit skeptisch gegenüber.

Seit Kriegsbeginn hat sich die wirtschaftliche Lage überall verschlechtert. Der Mangel an Pilgern hat Hunderte von Familien arbeitslos gemacht; die Abriegelung der palästinensischen Gebiete hat ebenso viele Menschen in eine existenzielle Krise gestürzt. In den Gemeinden fällt es schwer, Projekte zu planen. Junge Menschen verloben sich nicht, heiraten immer seltener und bekommen keine Kinder. Auch die Wohnungsnot der Familien verschärft sich zusehends. Viele blicken ins Ausland und träumen von einer Zukunft fernab ihrer Heimat. Die Auswanderung, eine uralte Wunde, reißt heute tiefer auf denn je.

Wenn der Schrei der Leidenden ungehört oder unbeantwortet zu bleiben scheint, ist man versucht, das Vertrauen in die Glaubensgemeinschaften, die die Stimme der Schwächsten sein sollten, und sogar in Gott zu verlieren.

Es wäre jedoch ungerecht, es bei dieser düsteren Beschreibung der von der Realität aufgezeigten Probleme zu belassen. Denn gerade in dieser Grauzone, in der von Politik und Recht hinterlassenen Leere, haben Vereinigungen, Bewegungen und Basisgruppen nie aufgehört, aktiv zu sein. Nicht aus naiver Dialogbereitschaft, sondern aus hartnäckiger Beharrlichkeit, den anderen als Mensch zu sehen. Dies ist nicht der richtige Ort diese alle aufzuzählen, und es besteht nicht die Notwendigkeit daraus Heiligengeschichten zu machen. Doch gerade aus diesen Fragmenten konkreter Menschlichkeit kann das Projekt eines tragfähigen Zusammenlebens entstehen. Falls und sobald wir uns aus den Trümmern befreit haben werden, werden sie – und nicht die großen, in der Krise steckenden internationalen Organisationen – den Wiederaufbau gestalten müssen. Das Debakel des internationalen Systems hat zumindest dazu geführt, dass denjenigen, die nie aufgehört hatten vor Ort zu arbeiten, wieder Sichtbarkeit und Würde zurückgegeben wurde.

2. Zersplitterung und Angst: die Versuchung der Enklaven

Zu diesem Zerbrechen von Beziehungen gesellt sich ein besorgniserregendes Phänomen: die zunehmende Polarisierung. Nicht nur zwischen Israelis und Palästinensern – was wir nur zu gut kennen –, sondern auch innerhalb beider Gesellschaftsstrukturen. Immer mehr Menschen ziehen sich in geschlossene Gruppen, in soziale Enklaven, zurück, in denen sich nur Gleichgesinnte treffen, die dieselbe Sprache sprechen und dieselben Ängste teilen. Dieser Trend wird durch die Algorithmen der sozialen Medien noch verstärkt. Sie präsentieren den Nutzern ständig Inhalte, die ihre bereits bestehenden Überzeugungen bestätigen. Dadurch wird die Resonanz ihrer eigenen Positionen verstärkt und die Kluft aus Misstrauen, der Angst und des Argwohns zwischen den Gruppen vergrößert.

Angst und Radikalisierung führen zu Zersplitterung und Abschottung. Man zieht sich in die eigene Gruppe zurück, als wäre sie ein Zufluchtsort. Man meidet Menschen, die anders sind, die anders denken, die einer

anderen Gemeinschaft, einem anderen Glauben oder einer anderen politischen Fraktion angehören. Es entstehen abgeschottete Welten, die nicht miteinander kommunizieren.

Diese Polarisierung ist schädlich, weil sie die Art und Weise beeinflusst, wie jede Gruppe ihre Zugehörigkeit auf nationaler, gesellschaftlicher und persönlicher Ebene definiert. Man definiert sich zunehmend über Gegensätze: Wir sind das, was der andere nicht ist. In diesem Spiel der Spiegelbilder wird Identität starr, defensiv und ausgrenzend. Als gäbe es kein „Wir" mehr, das alle einschließt, sondern nur noch viele kleine „Wir", die einander gegenüberstehen. Wenn sich das „Wir" auf gegensätzliche Identitäten reduziert, vereinfacht man leicht den anderen und betrachtet ihn als homogene Masse. In jeder Gesellschaft existieren jedoch unterschiedliche Stimmen und Standpunkte, und der Versuchung zu widerstehen, ganze Bevölkerungsgruppen als monolithische Einheiten zu betrachten, ist ein erster notwendiger Schritt zum Wiederaufbau von Beziehungen.

Das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft ist jedoch nicht zwangsläufig etwas Negatives, denn jede Gemeinschaft zeichnet sich durch ihre eigenen Merkmale, ihre spezifische Mission und ihr besonderes Charisma aus. Dies ist ein Reichtum im einzigartigen Mosaik des Heiligen Landes und muss bewahrt werden – allerdings unter der Voraussetzung, dass sich diese Eigenschaften nicht auf Kosten anderer durchsetzen oder zu Instrumenten der Konfrontation werden.

In dieser Perspektive zeigt das christliche Leben, das auf soliden Wurzeln gründet, wie Zugehörigkeit stark sein kann, ohne starr oder abwehrend zu wirken, und wie gerade die Tiefe der Identität die Offenheit gegenüber anderen ermöglicht. Auf diese Weise kann das „Wir" wieder inklusiv werden und die unterschiedlichen Zugehörigkeiten zusammenhalten, ohne sie auf gegensätzliche Identitäten zu reduzieren.

3. Das Gefühl des Verlustes: abgenutzte Worte und ein aus dem Blick geratenes Gemeinwohl

Der dritte Kernpunkt ist der tiefgreifendste: der Verlust der Orientierungspunkte, die es uns ermöglichten, uns zurechtzufinden. Wir haben das Vertrauen in bestimmte Begriffe verloren. „Zusammenleben“, „Dialog“, „Gerechtigkeit“, „Menschenrechte“, „zwei Völker und zwei Staaten“: Diese Begriffe, die jahrelang unseren Diskurs geprägt haben, wirken heute abgenutzt und bedeutungslos. Wenn wir sie in unseren Gemeinschaften verwenden, stoßen wir oft auf müde und desillusionierte Blicke. Angesichts des Grauens der Bilder, die uns täglich erreichen, scheinen diese Ausdrücke tatsächlich einer anderen Welt anzugehören. Wir bleiben also sprachlos, und in dieser Stille schreit die Gewalt mit ihrer brutalen Stimme.

Hinzu kommt der Bedeutungsverlust des Begriffs „Gemeinwohl“. Es fällt uns schwer, grundlegende Fragen wie - Welche Art von Gesellschaft wollen wir aufbauen? Welches Gut wollen wir gemeinsam anstreben, jenseits unserer eigenen Interessen? – zu beantworten.

In diesem Land wird das Gemeinwohl von allen – wenn auch auf unterschiedliche Weise – den eigenen Interessen geopfert. Es scheint, als denke jeder nur an sich selbst, an sein eigenes Überleben, an seine eigene Sicherheit - in einem fortwährenden existenziellen Krieg an immer weiter voneinander entfernten Fronten.

Doch die mächtigste Sprache bleibt die der Realität. Und diese Realität, weit jenseits unserer Gedanken, Gefühle und Überzeugungen, erinnert uns daran, dass wir dazu bestimmt sind, Wege des Zusammenlebens zu finden. Es gibt keine Alternative. Dieses Land – so umkämpft wie geliebt – ist die Heimat aller: israelischer Juden und palästinensischer Araber; Christen, Juden, Muslime, Drusen, Samaritaner, Bahá’í und Angehörige aller anderen Glaubensrichtungen. Gott hat uns hierhergeführt. Gerade wir Christen haben einen klaren Auftrag: Salz und Licht zu sein, wo immer wir sind. Und das bedeutet, nicht aufzugeben, Möglichkeiten der Begegnung zwischen den verschiedenen nationalen und religiösen Gemeinschaften zu schaffen; denn, wenn Worte nicht mehr ausreichen, sind konkrete Taten gefragt.

4. Die besondere Herausforderung des Heiligen Landes: Der interreligiöse Dialog in der Krise

Ein weiterer bitterer Aspekt betrifft die Beziehungen zu den anderen Glaubensgemeinschaften. Der interreligiöse Dialog – der jahrelang im Mittelpunkt unserer Mission stand – befindet sich in einer Krise. Nicht etwa, weil wir aufgehört hätten, uns zu treffen, sondern weil die Grundlage für Begegnungen von dem überschattet wird, was wir bisher beschrieben haben: Misstrauen, Enttäuschung und Erschöpfung.

Wir sahen uns mit scheinbar unvereinbaren, widersprüchlichen Darstellungen der Ereignisse konfrontiert, die in scheinbar unversöhnlicher Weise im Widerspruch zueinanderstehen, wobei jede Seite für sich die alleinige Deutungshoheit beansprucht. Keiner fühlte sich vom anderen unterstützt noch gehört. Das ist eine große Enttäuschung, die uns zutiefst hinterfragt.

Die Heiligen Stätten, die Orte des Gebets sein sollten, werden zu Schlachtfeldern der Identitätskämpfe. Die heiligen Texte werden herangezogen, um Gewalt, Besatzung und Terrorismus zu rechtfertigen. Dieser Missbrauch des Namens Gottes ist meines Erachtens die schwerste Sünde unserer Zeit. Viele religiöse Institutionen scheinen diese Auswüchse zu billigen, anstatt sie einzudämmen und anzuprangern, und offenbaren damit ihre prophetische Schwäche.

Für uns Christen ist Dialog keine Option, sondern eine lebenswichtige Notwendigkeit. Unsere Kinder – Christen und Muslime – gehen gemeinsam zur Schule, unsere Kranken werden in denselben Krankenhäusern versorgt. Es wird kein Unterschied zwischen Christen, Juden, Muslimen und Angehörigen anderer Glaubensrichtungen gemacht. Unsere Armen teilen dieselben Nöte. Ohne Beziehung zu den anderen Glaubensrichtungen haben wir keine Zukunft. Doch das Problem reicht tiefer: Der Dialog ist unsere Berufung und unsere Bestimmung. Er ist einer der Wege, auf dem sich unser Glaube manifestiert und genährt wird.

5. Das facettenreiche Gesicht unserer Ortskirche inmitten dieses Durcheinanders

Unsere kirchliche Gemeinschaft lebt inmitten dieser allgemeinen Orientierungslosigkeit. Wir sind eine Kirche, die sich über verschiedene Gebiete erstreckt – Israel, Palästina, Jordanien, Zypern –, jedes mit seiner eigenen Geschichte und Dynamik. Es gibt keine einheitliche politische Situation oder einen einheitlichen pastoralen Kontext. Es gibt viele verschiedene Situationen, und alle verlangen nach Aufmerksamkeit. Diese Komplexität ist unser Reichtum, aber auch unsere Herausforderung. Sie zwingt uns dazu, nicht zu verallgemeinern, niemals abstrakt zu sprechen und stets die gelebten Erfahrungen der an den verschiedenen Orten lebenden Gemeinden im Blick zu behalten. Sie verpflichtet uns zu einem differenzierten Zuhören und zu einem pastoralen Handeln, das sich den Bedürfnissen jedes einzelnen Gebiets anpassen kann.

Versuchen wir nun, das konkrete Antlitz unserer Kirche in dieser so schwierigen Zeit zu betrachten.

In Gaza befinden sich unsere Brüder und Schwestern in tiefster Not. Jahrelang lebten sie unter Bomben, ohne Wasser, ohne Nahrung, ohne Medikamente. Und nun leben sie inmitten der Trümmer. Wir haben junge und alte Menschen und Kinder verloren. Und doch waren und bleiben die Pfarrei der Heiligen Familie und die Caritas das Antlitz Christi inmitten des Grauens. In den zu Notunterkünften umfunktionierten Kirchen haben Hunderte von Vertriebenen das Leben miteinander geteilt.

In Palästina verschlechtert sich die Lage von Tag zu Tag. Wir haben dies bereits ausführlich erörtert, doch die Ereignisse scheinen sich nicht zu beruhigen. Dort entscheidet sich still und strukturell die Zukunft des israelisch-palästinensischen Konflikts. Die durch die Besatzung und das völlige Fehlen von Rechtsstaatlichkeit verursachten Übergriffe nehmen zu, die Siedlungen werden stetig weiter ausgebaut. Wenn dieser Abwärtstrend nicht gestoppt wird, besteht die Gefahr, dass sich die dauerhafte Besatzung verfestigt, die jede Möglichkeit einer gerechten und gemeinsamen Lösung zunichtemacht. Ich befürchte, dass dies eine Sorge und eine Situation sein wird, die noch lange Zeit die Form unseres Engagements bestimmen wird.

In Israel leben unsere Brüder und Schwestern in einem anderen Umfeld, das jedoch nicht frei von Problemen ist: soziale Diskriminierung, wirtschaftliche Ungleichheit und wachsende Unsicherheit. Die zunehmende Kriminalität – die in bestimmten Gebieten das gesamte Territorium beherrscht und täglich Tote und Verletzte fordert – schürt eine weit verbreitete Angst und verstärkt bei vielen die Versuchung, das Land zu verlassen. Die israelische Gesellschaft ist seit dem 7. Oktober traumatisiert; dieses Trauma hat zu Misstrauen gegenüber allem geführt, was mit der arabischen Welt zu tun hat, was wiederum zu einem wachsenden Misstrauen zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen führt.

Die hebräischsprachige katholische Gemeinde hat sich in diesem polarisierenden Streit nicht immer von ihrer eigenen Kirche gehört gefühlt und dies deutlich zum Ausdruck gebracht. Unsere hebräischsprachigen katholischen Brüder und Schwestern erleben eine besondere kirchliche Isolation. Sie sind Teil einer Kirche, die sie vielleicht nicht ganz als die ihre empfinden. In den kommenden Monaten werde ich nach Gelegenheiten suchen, diesen Teil unserer Diözese persönlich zu treffen, um ihnen besser zuzuhören.

Die Migranten und Asylsuchenden, die Teil unserer Gemeinschaften sind, leben in existenzieller Unsicherheit, in der Angst, abgeschoben zu werden, und sehen sich mit Diskriminierung und Ausbeutung konfrontiert. Auch sie waren von der Gewalt des Konflikts betroffen und einige von ihnen wurden in den letzten Jahren bei verschiedenen Angriffen getötet.

Auch unsere Schulen, Orte des Zusammenlebens und wertvoller Bestandteil der Kirche, haben Schwierigkeiten, den Schülern Orientierung zu geben. Lehrer und Schüler bringen zudem die Last dessen, was sie im Fernsehen und in den sozialen Medien sehen, mit in den Unterricht; selbst für sie ist der Dialog über die kontroversen Themen heute, gelinde gesagt, eine Herausforderung.

Doch trotz dieser Trostlosigkeit bleibt unsere Entschlossenheit, eine brüderliche Gesellschaft aufzubauen, unerschütterlich, und unsere christlichen Gemeinschaften bleiben ein greifbares Zeichen der Hoffnung. In Gaza bereichert der Glaube weiterhin das Leben der

Christen vor Ort. Die täglichen Messfeiern, der Rosenkranz, die karitativen Werke der Pfarrei und der Caritas halten das christliche Vertrauen am Leben. Tausende von Familien konnten dank des Engagements der Pfarrei und der Caritas Hilfe und Unterstützung erhalten, selbst in den schwersten Momenten des Krieges. In Palästina haben unsere Priester ihre Gemeinden organisiert und zusammengehalten, indem sie Unterstützungs- und Solidaritätsinitiativen ins Leben gerufen haben, vor allem zugunsten der am stärksten betroffenen Familien. Auch in Israel haben sich die Priester in der schwierigsten Phase des Krieges nicht geschont. In Jordanien verläuft das Leben relativ normal, und trotz der Wirtschaftskrise haben die Pfarreien hart daran gearbeitet, Kollekten, Gebetswachen und Rosenkranzgebete in Solidarität mit den Pfarreien der Diözese, die sich derzeit in Schwierigkeiten befinden, zu organisieren. Auch Zypern war kürzlich in diesen Krieg verwickelt, hat sich solidarisch engagiert und festigt nun seine pastoralen Aktivitäten.

Eine wichtige Tatsache ist, dass die gesamte Weltkirche – von Papst Franziskus über Papst Leo XIV. bis hin zu den kleinsten und ärmsten Diözesen – ihre Verbundenheit gezeigt hat, indem sie unserer Kirche im Heiligen Land Gebete und materielle Unterstützung zukommen ließ. Es ist unsere Pflicht, all jenen zu danken, die sich dafür eingesetzt haben – und sich weiterhin einsetzen, dass wir den vielen Bedürfnissen dieser Zeit begegnen können. Wir danken ihnen vor allem für die Zuneigung und die christliche Verbundenheit, die uns tröstet und stärkt. Das Handeln der gesamten Kirche hat gezeigt, dass die Hoffnung Fleisch geworden ist. Unzählige Gebete wurden organisiert, Solidaritätssammlungen durchgeführt und viele weitere konkrete Zeichen der Gemeinschaft gesetzt.

Angesichts all dessen müssen wir uns auch mit einem weiteren wichtigen Aspekt unseres Auftrags auseinandersetzen. Es stimmt, dass wir in dieser Zeit in der gesamten Diözese durch Gesten der Nähe und Solidarität präsent waren. Unsere Kirche hat ihre Stimme erhoben und versucht, inmitten dieses Chaos ein Wort der Wahrheit zu sprechen – ehrlich, klar und mit Respekt –, oft auf Kosten von Missverständnissen. Doch ich frage mich: war das genug? Oder haben wir in dieser äußerst herausfordernden Zeit zeitweise der Vorsicht den Vorrang gegeben und

das institutionelle Überleben angestrebt, wodurch wir unser prophetisches Zeugnis geopfert haben? Wie kann man ein Wort der Wahrheit sprechen, ohne neue Barrieren zu errichten und neue Opfer zu schaffen? Diese Frage begleitet mich jeden Tag und ist nie leicht zu beantworten. Es ist eine Frage, der es sich aufrichtig zu stellen gilt, vor allem vor dem Herrn, im Wissen, dass Unterscheidungsvermögen bedeutet, auf Gottes Stimme zu hören, sich der Wahrheit zuzuwenden, nach Gerechtigkeit zu streben und das Wohl unserer Brüder und Schwestern zu wählen.

Genau das ist die Situation, in der wir leben: eine Wüste der Tränen, der Resignation, der leeren Worten, und doch geprägt von mutigen Erfahrungen der Lebenskraft und der Brüderlichkeit. In dieser Wüste sind wir eingeladen, erneut die Stimme Gottes, die uns ruft, zu erkennen.

Angesichts dieses Chaos lautet die entscheidende Frage nicht, wie wir da herauskommen oder wie wir es lösen können, sondern wie wir als Gläubige damit leben können, ohne uns von seiner Logik vereinnahmen zu lassen und ohne die Verantwortung für ein Glaubenszeugnis aufzugeben. Deshalb ist es an der Zeit, unseren Blick zu erheben und uns zu fragen*, was der Herr uns in all dem sagen will, und* uns von einem Licht leiten zu lassen, das von oben kommt. Wir müssen über Gottes Traum für seine Stadt nachdenken.

ZWEITER TEIL

Die Berufung – Gottes Traum namens Jerusalem

Nach einem allgemeinen – und zwangsläufig nur annähernden – Blick auf unser gemeinsame, aber doch so unterschiedliche Lebenssituationen, kehren wir zur Ausgangsfrage zurück: *Wie können wir als Christen inmitten dieses Konflikts leben?* Oder anders gefragt: *Was ist Gottes Wille für Jerusalem?* Versuchen wir also gemeinsam, das Bild der Heiligen Stadt, die Er selbst uns schenkt, zu ergründen.

Die Heilige Schrift legt uns bereits auf den ersten Seiten des Buches Genesis die Grundlage der Beziehungen, wie Gott sie gewollt hat, dar: zwischen ihm und der Menschheit, zwischen den Menschen untereinander, zwischen dem Menschen und der Schöpfung. Von dieser Grundlage ausgehend nimmt die gesamte Heilsgeschichte ihren Lauf. Doch vor allem der Blick der Offenbarung wird uns im Verlauf unserer Überlegungen begleiten. Dieses oft, auch wegen seiner symbolischen Sprache, missverstandene Buch will keine Ängste schüren oder fatalistische Geschichtsinterpretationen hervorrufen, sondern vielmehr dabei helfen, seine tiefere Bedeutung im Lichte von Gottes Treue und christlicher Hoffnung zu erkennen.

Laut der Heiligen Schrift beginnt die Geschichte der Menschheit in einem Garten, dem Garten Eden. Dieser Garten symbolisiert eine Menschheit in einem Zustand ursprünglicher Unschuld und letztendlich in Einsamkeit. Schlussendlich jedoch, gerade im Buch der Offenbarung, endet die Geschichte in einer völlig anderen und spiegelbildlichen Umgebung, nämlich in einer Stadt. Nicht in irgendeiner Stadt, sondern im neuen Jerusalem. Diese Passage ist keine bloße Erzählung, sondern eine tiefgreifende Offenbarung über das Schicksal der Menschheit. Das Heilswerk ist keine Rückkehr in eine idyllische und isolierte Vergangenheit, sondern der Aufbau einer gemeinschaftlichen, komplexen und versöhnten Zukunft. Das Ziel der Geschichte ist eine reife Gesellschaft, eben eine „Stadt“.

Die erste in der Bibel erwähnte Stadt wird von Kain erbaut (Gen 4,17). Nachdem er seinen Bruder getötet hatte, errichtete er einen Zufluchtsort: einen Ort, um der Gewalt ein Ende zu setzen, und an dem die verlorene

Brüderlichkeit wiederhergestellt werden konnte. In der Heiligen Schrift entsteht die Stadt also als menschlicher Versuch, das Zusammenleben dort wiederherzustellen, wo die Beziehung zerbrochen war. Die letzte Stadt der Bibel ist hingegen das Neue Jerusalem*, „das vom Himmel herabkommt“* (Offb 21–22).

Zwischen diesen beiden Polen – der vom Menschen aus Angst erbauten Zufluchtsstadt und der von Gott aus Liebe geschenkten Stadt – spielt sich die gesamte Heilsgeschichte ab. Die Bibel präsentiert niemals ein ideales und statisches Bild einer Stadt; die „perfekte“ Stadt existiert nicht. Sie ist stets der Spiegel aller menschlichen Widersprüche: der Sünden und der Größe, der Gewalt und des Vertrauens. Jeder menschliche Kontext, jede Stadt reflektiert und erlebt diese Spannung.

Diese Spannung zieht sich wie ein roter Faden durch die gesamte Heilige Schrift und konzentriert sich auf einzigartige Weise auf Jerusalem. Keine andere Stadt in der Bibel erfährt so viel Liebe und so viel Tadel, so viele Verheißungen und so viel Verdammnis. Und genau diese Spannung, wie wir sehen werden, wohnt auch der Kirche inne, die in Jerusalem entstanden ist.

Wenn wir heute von Jerusalem sprechen, konzentrieren wir uns vor allem auf die politischen, historischen und soziologischen Aspekte. Doch darf man niemals vergessen, dass das, was die ganze Welt mit diesem Ort verbindet, über Geschichte, Geografie und Steine hinausgeht. Wenn wir in diesem Zusammenhang von der Heiligen Stadt sprechen, verstehen wir sie nicht nur als physische Realität, sondern auch und vor allem als Symbol des Volkes Gottes und der Kirche, die zu Pfingsten im Abendmahls- saal entstanden ist. In jenem Moment war der Heilige Geist auf alle Zwölf herabgekommen, das heißt auf die gesamte apostolische Versammlung, die in dem Saal, in dem Jesus die Eucharistie eingesetzt hatte, versammelt war. An jenem Pfingstmorgen ereignet sich das Wunder, das in der Apostelgeschichte beschrieben wird. Die Jünger, die den Heiligen Geist empfangen hatten, gingen auf die Straße, um zu verkünden, was geschehen war: *„denn jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden. Sie waren fassungslos vor Staunen und sagten: ‚Seht! Sind das nicht alles Galiläer, die hier reden? Wieso kann sie jeder von uns in unserer Muttersprache hören?‘“ (Apg 2,6–8)*

Alle Anwesenden, Angehörige verschiedener Nationen und Sprachen, konnten sich durch das Wirken des Heiligen Geistes verstehen und Einheit bilden. Von Anfang an war die Kirche universal, geeint und pluralistisch. Von dort aus machten sich die Zwölf dann auf, um die Botschaft in die ganze Welt zu tragen.

Auch heute noch bewahrt die christliche Gemeinschaft in Jerusalem diesen universalen Charakter, der nicht mit einer bloßen „internationalen" Dimension verwechselt werden sollte, sondern auf eine tiefere Wirklichkeit verweist, die exemplarisch in der Apostelgeschichte beschrieben wird. Auch heute noch hat der Großteil der Kirchen sein kirchliches Zentrum anderswo in der Welt, doch jede bewahrt ihr Herz und eine lebendige Präsenz in Jerusalem. In dieser Stadt teilen sich die verschiedenen christlichen Konfessionen Raum und Zeit und schaffen so einen zwar unvollkommenen, aber lebenswichtigen Weg hin zur Einheit der Gläubigen. Durch unterschiedliche an denselben Orten gefeierten Riten und Sprachen, die von unseren Familien gelebt und besucht werden, bieten uns diese Kirchen ein lebendiges Bild dessen, was am Pfingsttag in Jerusalem geschah: verschiedene Völker vereint im selben Geist. So wie damals die Apostel aufbrachen, um allen Völkern das Evangelium zu verkünden, so sind heute diese Gemeinden, die an ein und demselben Ort verwurzelt sind und oft aus Mitgliedern derselben Familie bestehen, dazu aufgerufen, die volle Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe neu zu entdecken.

Für die Gläubigen bedeutet die Verbundenheit mit diesem Land auch eine grundlegende, wenn auch komplexe Beziehung zum Judentum und zum Islam. Hier ist der interreligiöse Dialog im Laufe der Jahrhunderte für uns nicht nur zu einer Überlebensvoraussetzung geworden, sondern auch zu einem wesentlichen Bestandteil der Treue zu unserer universalen Identität. Denn gerade hier ist die Mutterkirche aufgerufen, Leben und Fürsorge zu schaffen, indem sie das Verständnis für den anderen, die anspruchsvolle Praxis der Vergebung und die mühsamen Bemühungen um ein respektvolles Verständnis fördert.

Die Universalität der Kirche steht nicht im Widerspruch zur Konkretheit der Orte und der Ortskirchen. Vielmehr wird sie gerade in der Ortskirche sichtbar und wirksam. Deshalb sprach der heilige Johannes Paul II. von

einer „wechselseitigen Innerlichkeit“ ([1]) zwischen den einzelnen Teilkirchen und der universalen Kirche.

Nicht nur die Kirche, sondern auch die Heilige Stadt selbst hat diesen universalen Charakter bewahrt. Papst Benedikt XVI. beschrieb ihn in einer Predigt in Jerusalem mit großer Klarheit:

„Jerusalem war in Wirklichkeit schon immer eine Stadt, in deren Straßen verschiedene Sprachen erklingen, deren Steine von Völkern jeder Rasse und Sprache betreten werden, deren Mauern ein Symbol für Gottes fürsorgliche Vorsehung für die gesamte Menschheit sind. Als Mikrokosmos unserer globalisierten Welt muss diese Stadt, wenn sie ihre universelle Mission erfüllen soll, ein Ort sein, der Universalität, Respekt vor den anderen, Dialog und gegenseitiges Verständnis lehrt; ein Ort, an dem Vorurteile, Ignoranz und die sie nährende Angst durch Ehrlichkeit, Integrität und das Streben nach friedlichem Zusammenleben überwunden werden. Innerhalb dieser Mauern darf es keinen Platz für Abschottung, Diskriminierung, Gewalt und Ungerechtigkeit geben. Die Gläubigen an einen Gott der Barmherzigkeit – seien sie nun Juden, Christen oder Muslime – müssen die Ersten sein, die diese Kultur der Versöhnung und des friedlichen Zusammenlebens fördern, so mühsam und langsam dieser Prozess auch sein mag und so schwer die Last der Erinnerungen an die Vergangenheit auch wiegen mag“[2] .

Die Mission des irdischen Jerusalem besteht in gewisser Weise darin, Abbild und Spiegel des himmlischen Jerusalem zu werden, *„Prophezeiung und Verheißung jener universellen Versöhnung und Koexistenz, die Gott sich für die gesamte Menschheit wünscht“*[3] . Das ist die Mission, die wir im gewalttätigen Strudel der Ereignisse der letzten Jahre aus den Augen verloren haben. Und zu dieser Mission müssen wir zurückkehren.

Kurz gesagt Jerusalem stellt am Schnittpunkt von Zivilisationen, Religionen und Ethnien einen symbolischen Mikrokosmos dar. Es ist ein

---

[1] Johannes Paul II., *Ansprache an die Römische Kurie anlässlich der Überbringung der Weihnachtsgrüße*, 20. Dezember 1990, Nr. 9: *AAS* 83 (1991) 745–747; vgl. Kongregation für die Glaubenslehre, *Communionis Notio*, Nr. 7–10.

[2] Benedikt XVI., *Predigt bei der Messe im Josafat-Tal – Jerusalem*, 12. Mai 2009.

[3] Ebd.

Paradigma für die Welt und umfasst daher alle aktuellen Fragen, mit denen wir uns auf globaler Ebene konfrontiert sehen. Die Stadt steht zwar im Zentrum des israelisch-palästinensischen Konflikts, verkörpert aber auch die komplexen Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Religionen und Nationen. Schon allein der Konflikt, der diese Stadt zerreißt, hat erhebliche regionale und globale Auswirkungen. Ein Spaziergang durch die Straßen Jerusalems genügt, um zu verstehen, warum die Stadt tatsächlich der Brennpunkt zahlreicher globaler Konflikte ist: die Spannung zwischen Moderne und Tradition, liberaler Demokratie und Konservatismus, Universalismus und Partikularismus.

Jerusalem vereint in sich auch die unterschiedlichen Seelen unserer Kirche und bringt deren Berufung auf beispielhafte Weise zum Ausdruck. An diesem Ort, inmitten einer von starken Gegensätzen geprägten Realität, wie sie für den Lauf der Menschheitsgeschichte typisch ist, ist sie aufgerufen, sich zu äußern.

Die eindrucksvollsten Bilder der Heiligen Schrift, die die tiefe Identität Jerusalems und damit auch die Identität und den Auftrag unserer Kirche umreißen, finden sich in der Vision des Johannes vom himmlischen Jerusalem, die in den letzten beiden Kapiteln der Offenbarung beschrieben wird und von der wir uns nun inspirieren lassen.

1. Ein neuer Himmel für eine neue Stadt

„Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, auch das Meer ist nicht mehr“ (Offb 21,1).

Johannes sieht als erstes nicht die Stadt, sondern einen „neuen Himmel“. Jerusalem hat einen Himmel. Das mag banal oder selbstverständlich erscheinen, ist aber sein aussagekräftigstes Merkmal. Auch seine Gegenspielerin, Babylon, wird in der Offenbarung bis ins Detail beschrieben. Und doch sieht man von Babylon aus niemals den Himmel. Es ist eine Stadt ohne Himmel und somit ohne Gott – gefangen in einem rein menschlichen und irdischen Horizont und daher zum Untergang verurteilt.

Der Himmel Jerusalems ist darüber hinaus etwas ganz Besonderes: Es ist ein „neuer“ Himmel. Es ist nicht das erste Mal, dass Johannes vom Himmel spricht. In Kapitel 4 der Offenbarung beginnen die Visionen mit

einer bedeutungsvollen Ankündigung: Der Seher erblickt *„eine offene Tür im Himmel“* (Offb 4,1). Der Himmel ist also vor allem deshalb neu, weil er offen ist. Und er wurde geöffnet, weil der Menschensohn, der vom Himmel herabgestiegen war, nach der Auferstehung in den Himmel zurückgekehrt ist und die Menschheit mit sich genommen hat (vgl. Joh 1,51). Der neue Himmel ist ein Himmel, der bereits von Menschen bewohnt wird.

Dieser Text liefert einen wichtigen Hinweis: Um die Stadt aufzubauen und authentische Beziehungen untereinander und zwischen unseren Gemeinschaften zu knüpfen, müssen wir vor allem Gottes Gegenwart, Gottes Vorrang und den Glauben erkennen. Gott darf nicht ausgeschlossen werden. Jerusalem ist nicht nur eine Frage politischer Grenzen oder technischer Abkommen. Seine wesentliche Identität – das wichtigste Merkmal der Stadt und des gesamten Heiligen Landes – besteht darin, der Ort der Offenbarung Gottes zu sein, der Ort, an dem die Religionen beheimatet sind.

Greifbar und sichtbar wird diese Dimension auch heute noch vor allem in dem sogenannten sakralen Raum, in dem sich fast alle wichtigen heiligen Stätten konzentrieren: die Altstadt und der Ölberg. Die öffentlichen Feierlichkeiten der verschiedenen Religionsgemeinschaften, die von unterschiedlichen Zeitplänen geprägt sind und sich mitunter überschneiden, verwandeln die Stadt, vor allem zu bestimmten Zeiten des Jahres, und lassen eine außergewöhnliche Symphonie aus Gebeten, Gesängen und vielfältigen Liturgien entstehen.

Es ist auch üblich, im Morgengrauen oder in der Stille der Nacht Männern und Frauen jeden Alters – Juden, Christen und Muslimen – auf den Straßen der Stadt zu begegnen, in ihre unterschiedlichen Gewänder gehüllt und auf dem Weg zu ihren jeweiligen heiligen Stätten, um sich den Gläubigen anzuschließen, die dort Tag und Nacht beten. Das Gebet der verschiedenen Religionsgemeinschaften bestimmt letztlich den Rhythmus der ganzen Stadt: Es ist ihr Atem und ihr Licht. Das ist die schönste und mitreißendste Identität der Stadt, ihr wertvollstes Merkmal, das es zu bewahren und zu schützen gilt.

Diese „vertikale“ Dimension unseres Landes zu ignorieren, diese religiöse und spirituelle Sensibilität der Gemeinschaften, die zu ihr

gehören – jüdische, muslimische und christliche –, ist der Hauptgrund für das Scheitern der Vereinbarungen über das Zusammenleben der letzten Jahrzehnte. Und auch künftige Vereinbarungen sind zum Scheitern verurteilt, wenn der besondere, prophetische Charakter Jerusalems nicht berücksichtigt wird. Es muss in erster Linie ein Haus des Gebets für alle Völker sein (vgl. Jes 56,7). Wir wollen die Notwendigkeit des bestehenden *Status Quo,* der für die Regelung der Beziehungen zwischen den verschiedenen Gemeinschaften der Stadt wichtig ist, nicht in Frage stellen, sondern bekräftigen ihn sogar. Ich glaube jedoch, dass es auch des Mutes bedarf, neue Wege zu beschreiten, neue Lebens- und Beziehungsmodelle zu entwickeln, in denen der gemeinsame Glaube an Gott eine Chance zur Begegnung und nicht zur Ausgrenzung bietet. Ein Glaube, der uns den Himmel und die Welt öffnet, wo sich alle Gläubigen dazu berufen fühlen, die Menschheit zu Gott zu führen. Kein Projekt des Zusammenlebens im Heiligen Land kann die vertikale Dimension außer Acht lassen, das Bewusstsein, dass dieses Land in erster Linie der Ort der Offenbarung ist.

2. Eine Stadt, die vom Himmel herabkommt

„Und ich sah die Heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann.… Und der Engel führte mich hin im Geist auf einen großen und hohen Berg und zeigte mir die Heilige Stadt Jerusalem herniederkommen aus dem Himmel von Gott“ (Offb 21,2.10).

Die Heilige Stadt erhebt sich nicht aus eigener Kraft stolz zum Himmel empor. Johannes sieht sie *„vom Himmel, von Gott, herabkommen“,* und er sieht sie zweimal herabkommen (dreimal, wenn man auch den Text aus Offb 3,12 berücksichtigt). Diese herabkommende Bewegung ist nicht etwas, das ein für alle Mal geschehen ist, sondern ihr beständiger Zustand. Das neue Jerusalem ist eine Stadt, die sich selbst und ihr Leben fortwährend von Gott empfängt. Ihre Existenz ist keine Errungenschaft, sondern ein Geschenk.

Sie steigt herab*, „bereitet wie eine Braut, die sich für ihren Bräutigam geschmückt hat*“. Es ist ein Bild der Vertrautheit und der Beziehung. Johannes verwendet auch das biblische Bild des Zeltes, in dem Gott sich entscheidet, inmitten der Menschheit zu wohnen – ein Ort der Begegnung

zwischen Gott und den Menschen (vgl. Joh 1,14). Es ist also eine Stadt, deren ursprünglichstes Wesen darin besteht, eine tiefe Vertrautheit mit dem Herrn zu leben, aber auch, wie das Zelt, ein Ort der Aufnahme zu sein. Diese beiden Dimensionen – die Nähe zu Gott und die Offenheit für andere – prägen das Leben der Kirche. Im Wohnen Gottes unter den Seinen vollzieht sich die Erfüllung, der Sieg über das Böse und über den Tod: Nicht nur das Böse wird besiegt, sondern der Mensch wird von Gott selbst, der die Tränen von ihren Gesichtern abwischt (vgl. Offb 21,4), getröstet.

Diese Passage gibt uns einen weiteren wichtigen Hinweis. Es ist eine entscheidende Mahnung, vor allem für die religiösen Institutionen der Heiligen Stadt: Ohne ein ständiges *„Herabsteigen vom Himmel“,* d. h. ohne demütig und unaufhörlich die Beziehung zu Gott zu leben und uns von ihm erleuchten zu lassen, ohne uns beständig vom Wort Gottes zu nähren, laufen unsere Institutionen Gefahr zu verkümmern. Sie drohen, zu uneinnehmbaren Festungen zu werden, die sich der Welt verschließen, anstatt offene Städte und Quellen neuen Lebens zu sein. Die Kraft und die Fähigkeit zu einem anderen Blickwinkel erhalten wir nicht ein für alle Mal von Gott: Diese Gaben erfordern eine ständige Anstrengung der Seele und des Herzens.

Konkret bedeutet das Hören auf die Heilige Schrift für die Kirchen und Ordensgemeinschaften vor allem, auf den Schrei derer zu hören, die Christus nicht oder nicht ausreichend kennen oder sich von ihm entfernt haben, ebenso wie auf den Schrei der Armen, der Ausgegrenzten und derer, die unter Konflikten leiden. Gerade dort, im gezeichneten Leben der Menschheit, können wir aktiv Aufnahme und Zuwendung schenken – und die Echtheit unserer Beziehung zu Gott überprüfen. Wenn unser Blick auf Gott uns nicht für den Blick auf den anderen, der leidet, öffnet, dann sind wir dem Gott, der in die Stadt herabsteigt, nicht wirklich begegnet. Dies ist ein Aufruf an die religiösen Autoritäten, die Nähe zu Gott und zu ihren Gläubigen zu bewahren.

3. Der Tempel und das Lamm

„Und ich sah keinen Tempel darin; denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel, er und das Lamm“ (Offb 21,22).

Die Heilige Schrift stellt Gott als denjenigen dar, der unter den Menschen wohnen möchte. Im Alten Testament war diese Gegenwart mit dem Tempel verbunden, dem Ort der Begegnung zwischen Gott und seinem Volk. Auch der Prophet Ezechiel stellt sich eine um den Tempel herum erneuerte Stadt vor, das Zentrum der göttlichen Gegenwart und Zeichen seiner Heiligkeit.

In der Vision des neuen Jerusalem bedient sich die Offenbarung einer anderen Sprache. Johannes sagt: *„Ich sah keinen Tempel.“* Nicht, weil die Gegenwart Gottes wegfällt, sondern weil sie nicht länger auf einen abgetrennten Raum konzentriert ist. Gott selbst und das Lamm wohnen inmitten ihres Volkes und bilden dessen lebendiges Zentrum. Aus dieser Perspektive gibt es keine Trennung mehr zwischen heiligen und profanen Orten: Gott wohnt nicht in einem Gebäude, sondern in der Beziehung, nicht an einem Ort, den es zu erobern und zu besitzen gilt, sondern in der Geschichte.

Folglich gibt es keine Orte, an denen Gott gegenwärtig ist, und andere, an denen er es nicht ist. Es gibt keine Orte, an denen Er zuhört, und andere, an denen Er nicht zuhört. Auch jede Unterscheidung zwischen Ein- und Ausgeschlossenen, die auf Reinheitskriterien beruht, entfällt. Während in der Vision des Ezechiel der Zugang zum Tempel streng geregelt war, sind im neuen Jerusalem alle aufgenommen: Männer und Frauen, Kinder und Alte, Gesunde und Kranke, Freie und Sklaven.

Diese Stelle aus der Offenbarung birgt eine wichtige Lehre für das irdische Jerusalem, das von Konflikten um Landbesitz und die Festlegung exklusiver Grenzen zerrissen ist. Die Besessenheit von der Besetzung von Land und von Eigentum ist zu einem der Hauptkriterien für die Interpretation von Beziehungen zwischen den Gemeinschaften geworden und führt oft zu Spaltung und Gewalt. Es scheint fast so, als sei es notwendig, ein Gebiet zu besitzen, zu besetzen und die eigene Anwesenheit dort zu rechtfertigen, um Beziehungen aufzubauen und ein Mitspracherecht zu haben.

Wir dürfen nicht naiv sein. Es gibt Räume, die es zu bewahren gilt, Orte, die notwendig sind, damit jede Gemeinschaft leben und ihren Glauben bezeugen kann. Wir dürfen nicht vergessen, dass das Heilige Land auch das Land der Heiligen Stätten ist, die die Erinnerung und historische

Identität der Völker bewahren. Doch Grenzen dienen dazu, die Freiheit zu bewahren, nicht sie zu ersticken. Sie dürfen weder zu unüberwindbaren Barrieren noch zu einem Grund für Ausgrenzung werden. Es ist möglich zusammenzuleben und dabei die jeweiligen Lebensräume zu respektieren sowie die Geschichte und die unterschiedlichen Empfindungen aller zu berücksichtigen.

Im neuen Jerusalem gibt es also keine Orte zu besitzen, sondern Beziehungen, die es aufzubauen gilt. Wenn der Gott der Heiligen Stadt keine Räume besetzt und keine Barrieren errichtet, dann sollte sich niemand ausgeschlossen fühlen. Gott kann daher nicht als Rechtfertigung für Abschottung oder Ausgrenzung missbraucht werden.

Dieser Abschnitt aus der Offenbarung lädt uns zwar ein, den Blick zum Himmel zu erheben, bringt uns aber in Wirklichkeit wieder mit beiden Beinen auf den Boden der Tatsachen zurück: Eine Stadt ist in dem Maße lebendig, wie sie erkennt, dass der wahre Tempel, den es zu bewahren gilt – ihr Lebenszentrum –, die menschlichen Beziehungen und die Beziehung zu Gott sind. Sie ist jedoch zum Verwelken und Sterben verurteilt, wenn sie sich von der Logik des Besitzes, von der Abwertung des anderen und von selbstbezogenen Erzählungen, anstatt vom Licht des Lammes, das für die Logik des Schenkens steht, beherrschen lässt.

4. Die Leuchte des Lammes: eine neue Sichtweise

„Die Stadt braucht weder Sonne noch Mond, die ihr leuchten; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm“ (Offb 21,23). „Es wird keine Nacht mehr geben, und sie brauchen weder das Licht einer Lampe noch das Licht der Sonne. Denn der Herr, ihr Gott, wird über ihnen leuchten“ (Offb 22,5).

Wir haben gesehen, dass es im neuen Jerusalem keinen Tempel gibt. Doch wo ist Gott dann, wie wohnt er in Jerusalem? Wo begegnet man ihm? Die Gegenwart Gottes in der Stadt ist nicht aufdringlich, nicht erdrückend, sie drängt sich nicht auf. Gott ist gegenwärtig wie eine Lampe, die Licht spendet. Er ist gegenwärtig als derjenige, der eine andere Perspektive und damit einen neuen Lebensweg eröffnet; er erleuchtet Beziehungen, das Leben, einfach alles.

Wenn die Leuchte das Lamm ist, bedeutet das, dass es sich um ein „österliches“ Licht handelt: Es ist das Licht dessen, der aus Liebe sein

Leben geschenkt hat, freiwillig und bedingungslos. Ostern eröffnet eine neue Sichtweise auf die Wirklichkeit. Es ist die österliche Erfahrung, die es ermöglicht, das Leben auch dort zu sehen, wo unsere physischen Augen nur Tod, Niederlage oder Zerstörung sehen.

Diese Stelle aus der Offenbarung führt uns einen Schritt weiter, über die Kriterien des Besitzes, der erdrückenden Räume, der geschlossenen Grenzen und des vergötterten Eigentums hinaus. Das Licht kann man nicht besitzen: Man nimmt es auf und verbreitet es. So wird es zum Maßstab, mit dem wir die Wirklichkeit deuten und unsere Entscheidungen ausrichten. Mit welchen Augen, mit welcher Gesinnung blicken wir auf die anderen, vor allem auf jene, die nicht „zu uns gehören“? Mit Vertrauen oder mit Angst oder, schlimmer noch, mit Verachtung?

Die eigenen Augen an dieses Licht – das Leben – zu gewöhnen, wird zur ersten Aufgabe für alle, die zu dieser Stadt gehören möchten. Das bedeutet, jeden Menschen – den Armen, den Fremden und sogar den Feind – als ein Geschöpf anzuerkennen, das nach dem Bild und Gleichnis Gottes geschaffen ist, und ihm mit demselben Blick zu begegnen, mit dem wir auf Gott schauen. Es ist derselbe Stil des Lammes, das die Stadt erleuchtet: eine Autorität, die sich in der Selbsthingabe ausdrückt und die Macht in Dienst verwandelt, nicht in Besitz und Herrschaft.

5. Der Lebensstil der Stadt: Willkommen heißen und Erinnerung

„Die Stadt hat eine große und hohe Mauer mit zwölf Toren und zwölf Engeln darauf. Auf die Tore sind Namen geschrieben: die Namen der zwölf Stämme der Söhne Israels … Die Mauer der Stadt hat zwölf Grundsteine; auf denen stehen die zwölf Namen der zwölf Apostel des Lammes.“ (Offb 21,12–14).

In dieser Beschreibung fällt ein scheinbarer Widerspruch auf. Die zwölf Apostel werden als Fundament des Bauwerks dargestellt, während die zwölf Stämme Israels auf den Toren erscheinen. Chronologisch gesehen würde man das Gegenteil erwarten: Israel kommt vor den Aposteln. Doch in der Vision der Offenbarung stehen das Alte und das Neue weder im Gegensatz zueinander noch überlagern sie sich, sondern fügen sich zu einer erlösten Einheit zusammen. Gott löscht die Geschichte nicht aus,

sondern erschafft sie neu, indem er ein neues Fundament legt, in dem nichts verloren geht und alles seinen Platz wiederfindet. Jerusalem wird so zur Erfüllung sowohl für die zwölf Stämme als auch für die zwölf Apostel. Nur in dieser Stadt kann jeder Mensch den Sinn seiner eigenen Geschichte und seiner eigenen Mission wiederfinden.

Dies ist auch für uns heute ein entscheidender Punkt. Gewalt entsteht oft aus der Unfähigkeit, die eigene Geschichte auf versöhnliche Weise neu zu interpretieren. Das geschieht, wenn die Erinnerung zu einer geschlossenen Erzählung wird, die gegen den anderen gerichtet ist und als exklusiver Besitz verteidigt wird. Das bereits zuvor erwähnte Bestreben, Eigentum als Kriterium für die Definition von Beziehungen heranzuziehen, spiegelt sich auch im Umgang mit der historischen Erinnerung wider. Man tendiert dazu, die Erzählung der Ereignisse für sich beanspruchen zu wollen, und dabei die historische Erzählung des anderen ständig in Frage zu stellen. Auf diese Weise wird die Erinnerung nicht länger zu einer Beziehungshilfe, sondern im Gegenteil zu einer „toxischen Erinnerung“, das die Beziehungen vergiftet. Die historische Erinnerung des anderen zu leugnen, ist eine subtile, aber wirkungsvolle Form der Ausgrenzung.

Stattdessen ist ein Umdenken hinsichtlich der Begriffe „Geschichte“ und „Erinnerung“ selbst und – folglich – auch hinsichtlich der Kategorien „Schuld“, „Gerechtigkeit“ und „Vergebung“ erforderlich. Gerade diese Kategorien stellen eine direkte Verbindung zwischen der religiösen Sphäre und der moralischen, sozialen und politischen Sphäre her. Es geht nicht darum, die Fakten der Vergangenheit zu leugnen, sondern ihre Interpretationen zu hinterfragen, damit diese die Entscheidungen von heute nicht gewaltsam bestimmen. Nur durch diese ehrliche Neubewertung kann das eigene Geschichtsverständnis zum Wohle der gesamten Menschheit wiederhergestellt werden. Schulen, Universitäten, Kulturzentren und -bewegungen sowie die Medien tragen die Hauptverantwortung für diese Aufgabe des Umdenkens und der Heilung unserer kollektiven Erinnerung. Sie sind es, die zu einer anderen, positiven und nicht exklusiven Geschichtserzählung beitragen können.

Diese Reinigung ist weder ein diplomatisches Unterfangen noch ein politischer Kompromiss: Sie ist ein zutiefst spiritueller Akt, denn sie berührt die Wurzeln von Identität und Schmerz. Sie erfordert, dass wir

uns von Gott erlösen lassen, um unsererseits zu Werkzeugen und Kanälen der Heilung für andere zu werden. Nur eine geheilte Erinnerung kann eine andere Zukunft hervorbringen. Die Mission der Kirche besteht daher darin, eine echte „Reinigung der historischen Erinnerung“ zu fördern. Der heilige Johannes Paul II. erinnerte während des Jubiläumsjahres 2000 eindringlich daran, als er die Notwendigkeit der Reinigung der Erinnerung als einen zutiefst spirituellen Akt bezeichnete, der die Wurzeln von Identität und Schmerz berühren kann.

Ich bin mir sehr wohl bewusst, dass dies für viele ein inakzeptables Thema ist. Für manche mag es ein „zu christliches“ Thema sein, für andere mag es utopisch oder sogar ablehnenswert erscheinen. Doch das spielt keine Rolle. Das ist der Beitrag, der Auftrag, den das Lamm uns anvertraut. Das Zeugnis, zu dem wir berufen sind, die „Verheißung und Prophezeiung“, die unsere Pilgerreise in der Heiligen Stadt, in unserer Kirche, tragen muss: eine Vision zu wagen, die nicht aus Besitzdenken, Angst oder Anspruchshaltung entsteht, sondern aus der Erlösung der Geschichte. Was für eine Kirche wären wir, wenn wir nicht den Mut hätten, auf eine Welt hinzuweisen, die es noch nicht gibt, die Gott uns aber verheisst und die wir am Horizont bereits erahnen?

6. Die offenen Tore

„Ihre Tore werden den ganzen Tag nicht geschlossen- Nacht wird es dort nicht mehr geben“ (Offb 21,25).

Die Mauern einer Stadt werden stets zur Verteidigung errichtet. Hier hingegen dienen sie nicht dazu, die Stadt vor einer bedrohlichen Außenwelt zu schützen, als wäre das, was draußen ist, gefährlich. Sie dienen dazu, eine Lebensweise und eine Zugehörigkeit zu definieren, stehen aber stets offen. Es gibt nichts zu verteidigen, sondern nur eine Lebensweise anzubieten. Offen in alle vier Himmelsrichtungen, damit jeder jederzeit eintreten und Teil dieser neuen Menschheit werden kann. *„Mein Haus soll ein Haus des Gebets für alle Völker werden“* (Jes 56,7).

Was im Alten Bund das Privileg eines einzigen Volkes war – wenngleich von Anfang an für alle Völker der Erde bestimmt (vgl. Gen 12,3) –, wird nun für alle verheißen. Jeder kann Teil des heiligen Volkes Gottes sein. Die Kirche lebt und verkündet dies heute, indem sie diesen prophetischen Schatz in irdenen Gefäßen trägt. Auch dies ist ein weiterer deutlicher

Hinweis, den uns die Offenbarung gibt. In der Stadt, die vom Himmel herabkommt, kann niemand ein Monopol beanspruchen. Denn die Heilige Stadt ist ihrem Wesen nach unvereinbar mit jeder Form von Abschottung, Exklusivität oder einseitiger Identität. Sie gehört nicht einigen wenigen auf Kosten anderer, noch kann sie auf den Besitz einer Gruppe reduziert werden. Ihre Tore stehen immer offen: Sie sind kein architektonisches Detail, sondern Ausdruck einer Identität, die sich allein in der Aufnahme und in der Beziehung definiert. Das Zusammenleben ist die Frucht eines gemeinsamen Projekts, an dem alle untrennbar beteiligt sind.

Es geht auch darum, die Türen zwischen den verschiedenen Gemeinschaften, die unsere Gesellschaft bilden, offen zu halten. Nicht nur einander „flüchtig zu begegnen“, sondern „die Türen offen zu halten“, einander kennenzulernen und sich gegenseitig zu unterstützen.

7. Das gemeinsame Herz der Menschheit

„Die Völker werden in diesem Licht einhergehen, und die Könige der Erde werden ihre Pracht in die Stadt bringen … Und man wird die Pracht und die Kostbarkeiten der Völker in die Stadt bringen“ (Offb 21,24.26).

Die Tore der Stadt stehen nicht nur offen. Johannes präzisiert und fügt hinzu, dass Völker, Nationen und das Fremde nicht nur keine Bedrohung darstellen, sondern im Gegenteil als Reichtum angesehen werden. Es sind das Gold und der Weihrauch der Völker, die die Stadt verschönern. Dies ist eine der weiteren großen Neuerungen, die der Apostel beschreibt. Die Maßstäbe für Schönheit, Heiligkeit und Reinheit werden völlig umgekehrt: Nicht das Unberührte, Einsame oder Abgeschottete ist schön, sondern das, was für den Anderen offen ist. Jerusalem wird in dem Maße reicher, in dem es aufnimmt.

Zu Beginn haben wir gesehen, dass Jerusalem in dem Maße aufgebaut wird, wie es sich selbst von Gott empfängt. Nun vervollständigt sich die Vision, und wir können auch feststellen, dass Jerusalem in dem Maße bereichert wird, wie es sich selbst von den anderen empfängt. Beides gehört zusammen. Es scheint die Erfüllung der Prophezeiung des Jesaja zu sein: *„Zu ihm strömen alle Nationen. Viele Völker gehen und sagen: ‚Auf, wir ziehen hinauf zum Berg des HERRN und zum Haus des Gottes*

Jakobs. Er unterweise uns in seinen Wegen, auf seinen Pfaden wollen wir gehen'" (Jes 2,2–3).

Das Herz der Welt schlägt in Jerusalem, wie Millionen von Pilgern bezeugen, die aus aller Welt in die Heilige Stadt strömen. Die Pilger sind Teil des Stadtlebens. Ohne sie, ohne diese Verbindung zur Welt, ist die Stadt unvollständig: Das haben wir in den vergangenen Monaten, die von ihrer Abwesenheit geprägt waren, leider deutlich gesehen. Das bedeutet, dass die politisch Verantwortlichen vor Ort stets bedenken müssen, dass das, was in Jerusalem geschieht, das Leben von Milliarden Gläubigen weltweit beeinflusst. Es ist nicht die Privatangelegenheit derer, die die Gnade haben, an diesen Orten zu leben. Jerusalem gehört niemandem ausschließlich, sondern es gehört allen, denn es ist keine Beute, sondern ein Geschenk, ein gemeinsamer Bezugspunkt, ein Erbe der Menschheit.

Die Welt hat das Recht und die Pflicht, sich für Jerusalem zu interessieren. Nicht, um Lösungen von oben aufzuzwingen und dabei die Souveränität und das Selbstbestimmungsrecht der dort lebenden Völker zu missachten, sondern um einen stetigen und diskreten Druck – diplomatischer, kultureller und spiritueller Art – auszuüben, damit sich keine Logik der Ausgrenzung, Unterdrückung oder des exklusiven Besitzanspruches durchsetzen kann. Die internationale Gemeinschaft sollte die universelle Mission Jerusalems gewährleisten und alle daran erinnern, dass das, was innerhalb seiner Mauern geschieht, das Herz von Milliarden Gläubigen und der gesamten Menschheit betrifft.

8. Die Berufung: die Welt heilen

Die Stadt ist nicht Selbstzweck. Ihre Sendung ist universal, und ihre Berufung ist heilend.

„Und er zeigte mir einen Strom, das Wasser des Lebens, klar wie Kristall; er geht vom Thron Gottes und des Lammes aus. Zwischen der Straße der Stadt und dem Strom, hüben und drüben, steht ein Baum des Lebens. Zwölfmal trägt er Früchte, jeden Monat gibt er seine Frucht; und die Blätter des Baumes dienen zur Heilung der Völker" (Offb 22,1–2).

Vom Thron Gottes und des Lammes entspringt ein Strom lebendigen Wassers, und an seinen Ufern wächst der Baum des Lebens, dessen Blätter *„zur Heilung der Völker dienen*". Das ist die letzte und erhabene Aufgabe Jerusalems. Der Baum des Lebens, der dem Menschen im

Garten Eden verwehrt war, steht nun im Herzen der Stadt und ist für alle zugänglich. Und seine Blätter sind nicht für einige Auserwählte bestimmt, sondern zur Heilung der „Völker“ – ein Begriff, der in der Offenbarung oft die ungläubige Welt bezeichnet, jene, die draußen stehen und Gott noch nicht kennen. Die göttliche Barmherzigkeit ist kein Privileg für wenige, sondern eine Bestimmung, die allen angeboten wird.

Jerusalems Mission beschränkt sich nicht auf seine Mauern; sie bleibt nicht hinter seinen Toren verschlossen. Die Quelle des lebendigen Wassers, die aus dem Herzen des Lammes entspringt, bewässert die ganze Welt. Jerusalem ist eine Stadt „im Aufbruch“, dazu berufen, Frucht für die Menschheit zu tragen. Was sie von oben empfangen hat, soll sie mit allen teilen. Sie hat eine besondere Sendung, die nur ihr eigen ist: die *„Heilung der Völker“*. Heilung wovon? Der Text gibt darauf keine Antwort, denn er bezeichnet nicht nur eine einzelne Wunde, sondern die Wurzel des verwundeten Lebens selbst. Er sagt jedoch, dass das, was heilt, ihr Lebendigsein ist, ihre Teilhabe am Leben Gottes.

Das Heilige Land wird Heilung brauchen. Es werden lange Wege der Aufarbeitung nötig sein, um die unzähligen und äußerst schmerzhaften Wunden zu heilen, die dieser Konflikt im Leben aller Gemeinschaften verursacht; es wird Trost für die Leiden brauchen, die durch Hass und „toxische Erinnerung“ verursacht werden. Die Mission der Kirche besteht nicht darin, engere Grenzen zu ziehen, sondern die Türen offen zu halten und Zeugnis abzulegen von einer Liebe, die niemals aufgibt und selbst jene erreicht, die fern, zweifelnd oder widerständig sind. Die Verantwortung für die menschliche Freiheit wird bekräftigt, ebenso wie die Grenzenlosigkeit der göttlichen Gnade.

Das Heilige Land und die kleine, verletzliche christliche Gemeinschaft, die dort lebt, haben viel zu geben. Sie verfügen über keine militärische oder wirtschaftliche Macht, aber sie schöpften aus dem Lamm die Sanftmut derer, die gemäß der Seligpreisung des Evangeliums die Erde erben werden. Sie besitzen die Kraft der selbstlosen Liebe, die einzige Kraft, die das Böse nicht besiegen kann.

Die Folgen des Konflikts – Hass, Angst, die „toxische Erinnerung“ – zu überwinden, ist die besondere und erhabene Aufgabe der Kirche von Jerusalem für die ganze Welt. Ihre Wurzeln reichen tief in die Geografie

des Heils, doch ihr Blick ist universal: sie soll für die Welt keine Utopie sein, sondern der Keim einer realen Stadt, der Stadt auf dem Berg (vgl. Mt 5,14), die das Licht Christi auf alle Völker ausstrahlt, wo die Menschen die Kunst der Vergebung, die Kraft der Gleichheit und die Freude am Dienen lernen. Vor allem der Mut zur Vergebung ist die stärkste Medizin, die Heilung bringen kann. Es ist zugleich das glaubwürdigste Zeugnis, das unsere Gemeinschaft den Völkern dieses Landes bieten kann.

Es geht nicht darum, als Brücke zwischen zwei Konfliktparteien zu fungieren, als wären die Christen dazu berufen, von außen zu vermitteln. Das ist nicht ihre Rolle. Die Christen im Heiligen Land sind weder ein lästiger Dritter noch ein neutraler Puffer zwischen Israelis und Palästinensern, noch eine abgesonderte Gruppe gegenüber ihren nichtchristlichen Brüdern und Schwestern. Sie sind vielmehr Salz, Licht und Sauerteig innerhalb der Gesellschaften, denen sie voll und ganz angehören. Überwiegend sind sie palästinensische oder jordanische Staatsbürger, arabische Christen, aber auch Zyprioten und Israelis, und teilen die Geschichte, die Sprache, die Wunden und die Hoffnungen ihrer Völker. Sie sind nicht dazu berufen, sich in einer geschützten Enklave abzuschotten oder zu fliehen, sondern ihre Berufung voll und ganz zu leben: mitten in der Gesellschaft zu stehen, ihr Schicksal zu teilen, um sie von innen her zu durchsäuern mit einem im Evangelium verwurzelten Bild vom Menschen – und vom gesellschaftlichen Zusammenleben.

Sie bieten der Welt keine abstrakte Utopie, sondern den Keim – zerbrechlich, konkret, manchmal fast unsichtbar – einer möglichen Stadt. Eine Stadt, die von unten her wächst, aus dem Teig des gemeinsamen Alltags mit ihren muslimischen und jüdischen Mitbürgern, und die zeigt, wie Zusammenleben, Vergebung und Versöhnung möglich sind. Für alle.

9. Die Ablehnung

Diese beiden Kapitel der Offenbarung, die wir betrachtet haben, stehen nicht losgelöst von der Realität. Johannes ist sich sehr wohl bewusst, dass neben der Faszination und der Schönheit, die in den von uns vorgestellten Passagen enthalten sind, auch die Möglichkeit der Ablehnung besteht. Es gibt mehrere Stellen, die darauf hinweisen (21,8.27; 22,11.15). Nehmen wir nur eine als Beispiel: *„Draußen bleiben die Hunde und die Zauberer,*

die Unzüchtigen und die Mörder, die Götzendiener und jeder, der die Lüge liebt und tut!“ (22,15).

Das ist eine drastische Sprache, an die wir vielleicht nicht mehr gewöhnt sind. Sie weist auf einen wichtigen Aspekt hin: in der Heiligen Stadt zu leben ist eine Entscheidung und eine Verantwortung. Die Stadtmauern – wie wir bereits gesagt haben – dienen nicht der Verteidigung, sondern definieren die existenzielle Haltung derer, die sich entschieden haben, im Licht des Lammes zu leben. Wenn man sich entscheidet, in der Stadt voller Glanz und mit stets offenen Toren zu wohnen, bereit dazu aufzunehmen und zu heilen, übernimmt man auch die Verantwortung, alles abzulehnen, was nicht zu diesem Lebensstil gehört.

Es gilt, eine Entscheidung zu treffen, einen Lebensstil anzunehmen. Wer dies ablehnt, kann nicht innerhalb der Mauern bleiben, kann nicht Teil des Lebens der Stadt sein. Darüber hinaus geht es nicht nur darum, sich dafür zu entscheiden, im Licht des Lammes zu leben, sondern auch darum, sich dafür einzusetzen, dass die Finsternis und alles, was zur Welt des Todes gehört, keinen Platz in der Stadt findet.

Es ist wichtig, das Wesen dieser Ablehnung zu verstehen. Es geht nicht darum, unsere Menschlichkeit, die immer von Unvollkommenheit geprägt ist, oder unser Sündersein, das Vergebung benötigt, zu verurteilen; ganz im Gegenteil: Gerade deshalb ist das Lamm eine unerschöpfliche Quelle der Barmherzigkeit. Die Ablehnung, von der die Heilige Schrift spricht, ist etwas Radikaleres: Es ist das bewusste, hartnäckige und der Umkehr verschlossene Festhalten an einer Lebensweise, die zur Verneinung der Logik des Lammes selbst wird. Es ist die bewusste Entscheidung für die Lüge als System, für die Gewalt als Methode. Sie manifestiert sich in dem Anspruch, nicht nur die Räume, sondern auch die Wahrheit zu besitzen. Es bedeutet, das eigene Leben und die eigene Stadt auf jenem Babel-Projekt aufzubauen, das erwartet, sich allein aus eigener Kraft zum Himmel erheben zu können, und dabei Gott ausschließt und folglich den Bruder beiseiteschiebt.

Die Stadt mit den offenen Toren weist niemanden aus, sondern definiert klar, was mit ihrer eigenen Existenz unvereinbar ist. Die Entscheidung liegt bei uns: entweder aus dem empfangenen Licht zu leben oder zu behaupten, selbst Licht zu sein. Wer diese Entscheidung trifft, dem kann

die Stadt mit den offenen Toren nur als verdammendes Urteil erscheinen. Wer jedoch den Lebensstil des Lammes annimmt, für den ist sie ein Zuhause und bleibt es für immer.

Es ist jedoch wichtig zu betonen, dass wir uns nicht der Illusion hingeben dürfen, diese Entscheidung sei ein für alle Mal getroffen, noch, dass das himmlische Jerusalem vollkommen mit irgendeiner irdischen Gemeinschaft übereinstimmt – nicht einmal mit unserer Kirche. Solange wir Pilger in der Geschichte sind, wird uns die Heilige Stadt als Geschenk und Verheißung, nicht als Besitz, erhalten bleiben. Auch unsere Gemeinschaften, unsere religiösen Institutionen, unsere Herzen tragen noch immer die Narben der Sünde und der Spaltung. Die Versuchung, uns in einer „idealen Stadt" einzuschließen, die wir mit unseren eigenen Händen erbaut haben, lauert stets. Deshalb hört das vom Himmel herabkommende Jerusalem nie auf herabzusteigen: Wir müssen es immer wieder neu empfangen, denn wir besitzen es niemals.

10. Eine Stadt für alle: mit den Augen des Lammes in der Geschichte leben

Die Vision vom neuen Jerusalem ist letztlich keine Einladung, der Geschichte zu entfliehen, sondern ein Wegweiser, um *in* der Geschichte voranzugehen. Sie ist ein Modell, ein Lebensstil, ein konkreter Bezugspunkt für die christliche Gemeinschaft und für alle, denen die irdische Stadt am Herzen liegt.

Die daraus hervorgegangenen Prinzipien – Verwurzelung in der Realität, Bewahrung des Heiligen, Universalität des Willkommenheißens, Kraft der Sanftmut, Vorrang der Beziehung vor Besitz, Notwendigkeit einer Aufarbeitung der Erinnerung, Offenheit gegenüber allen Völkern – haben unmittelbare politische, soziale und interreligiöse Konsequenzen. Sie lehren uns folgendes:

Der historische Charakter Jerusalems lässt uns verstehen, dass die Stadt sowohl für Israelis als auch für Palästinenser Heimat ist und von beiden als ihre Hauptstadt beansprucht wird. Exklusive Ansprüche stehen jedoch im Widerspruch zur Berufung Jerusalems. Sie ist vielmehr eine Stadt, die miteinander geteilt werden muss, ein Ort der Begegnung.

Der religiöse Charakter Jerusalems darf in keinem politischen Abkommen außer Acht gelassen werden. Die Misserfolge der

Vergangenheit belegen dies. Man muss sich bewusstmachen, dass das wichtigste Merkmal der Heiligen Stadt darin besteht, Ort der Offenbarung Gottes zu sein.

Die Harmonie zwischen den Gemeinschaften (Juden, Christen und Muslime) bleibt das irdische Spiegelbild der Vertrautheit mit Gott. Spaltungen widersprechen diesem Spiegelbild.

Die religiösen Institutionen sind zu einer ständigen spirituellen Erneuerung aufgerufen, um nicht zu Hindernissen für die Erkenntnis Gottes und die Begegnung mit der Welt zu werden.

Der Besitz von Land und den Heiligen Stätten darf nicht zu einem absoluten ideologischen Anspruch erhoben werden. Es braucht neue Gleichgewichte, die den lebenswichtigen Bedürfnissen aller Rechnung tragen und die Logik der Ausgrenzung überwinden. Es ist möglich, Formen des Zusammenlebens zu finden, bei denen jeder die Orte des anderen respektiert.

Die internationale Gemeinschaft hat die Pflicht und das Recht, sich um Jerusalem zu kümmern, denn es gehört allen. Das Herz der Welt schlägt in Jerusalem, und was dort geschieht, betrifft Milliarden von Gläubigen.

Die kleine und widerstandsfähige Kirche von Jerusalem ist dazu berufen, hier und jetzt den Lebensstil des himmlischen Jerusalems zu leben: ein Ort zu sein, der Menschen willkommen heißt, österliches Licht, das die Finsternis des Grolls vertreibt; ein Haus mit offenen Türen zu sein, ein Werkzeug der Heilung in der Welt. Das ist ihr Traum, ihre Mission, ihr Geschenk an die Menschheit.

DRITTER TEIL

Pastorale Konsequenzen

Nachdem wir die Wirklichkeit erkannt und über die uns anvertraute Zukunft nachgedacht haben, fragen wir uns nun: Wie können wir als Gemeinschaft hier und jetzt den Lebensstil des vom Himmel herabkommenden Jerusalems leben? Es geht nicht darum, ein abstraktes Projekt umzusetzen, sondern uns in unserem Alltag, in der Pfarrei, in der Familie und in den Institutionen erleuchten zu lassen. Es ist ein langer und beschwerlicher Weg, aber der einzige, der uns Zuversicht schenken kann.

Wir dürfen nicht glauben, dass wir aufgrund des Konflikts machtlos sind. Die Schwierigkeiten dürfen kein Vorwand dafür sein, die Nächstenliebe einzustellen oder Versäumnisse zu rechtfertigen. Im Gegenteil: Gerade in solchen Situationen muss unser pastorales Handeln noch entschlossener werden: nicht, um uns als Helden aufzuspielen, sondern um dem Wirken Gottes Raum zu geben.

Anknüpfend an die bisherigen Ausführungen werde ich nun versuchen, einige pastorale Handlungsfelder zu skizzieren, in denen deutlich wird, dass die Sendung unserer Kirche darin besteht, konkreter Ausdruck dieser Vision, die Gott uns offenbart hat, zu sein.

1. Der Vorrang der Liturgie und des Gebets

Wir haben gesehen, dass das erste Merkmal der Stadt, die vom Himmel herabkommt, darin besteht, sich fortwährend von Gott zu empfangen und dabei das Bewusstsein für seine Gegenwart lebendig zu halten. Es ist das sakramentale Leben der Kirche – die Liturgie und das Gebet –, das dieses Bewusstsein bewahrt und neu belebt. Es ist ein wesentlicher Bestandteil der Sendung der Kirche

Es gibt eine subtile Versuchung, die wir erkennen müssen: die Versuchung, die Liturgie und das Gebet auf ein bloßes Mittel zu reduzieren, auf etwas, das dazu dient, etwas Anderes zu erlangen – sei es den Frieden, das Ende des Krieges oder die Lösung von Problemen. Das

Gebet ist kein Mittel. Es ist ein Moment der Liebe und der Begegnung mit Gott, in dem wir versuchen, Ihn zu sehen und von Ihm gesehen zu werden, genau wie wir es tun, wenn wir Menschen besuchen, die wir lieben. Es ist das Herz, der Atem. Es ist das, was unsere Gemeinschaft am Leben erhält, wenn alles andere ins Wanken gerät. Wer betet, findet Vertrauen, auch wenn es unmöglich erscheint, denn vielleicht verändert das Gebet nicht alles und bringt auch keine unmittelbaren, greifbaren Ergebnisse, aber es verwandelt unseren Blick auf die Dinge.

Wir müssen also die Liturgie und das Gebet in den Mittelpunkt des Lebens, unserer Gemeinschaften stellen. Nicht nur die Gebete für den Frieden – die ebenfalls gefördert werden müssen –, sondern das Gebet als fester Bestandteil unseres Lebens, als das, was unseren Tagen, unseren Wochen und unseren Gemeinschaften Gestalt gibt.

Ich denke dabei insbesondere an das gemeinschaftliche Stundengebet, an die Lectio Divina, an die eucharistische Anbetung: keine Praktiken für Spezialisten, sondern schlichte und tiefgründige Ausdrucksformen des Gebets der Kirche, unseren Alltag – mit seinen Ängsten und Erwartungen – in die lebendige Beziehung zu Gott eintauchen lassen.

Auch die gemeinschaftliche und heilende Dimension des Sakraments der Versöhnung muss gefördert werden. Allzu oft wird es privat und isoliert erlebt, doch in Wirklichkeit ist es ein kirchliches Sakrament, das nicht nur den Einzelnen, sondern die ganze Gemeinschaft heilt, indem es die zerbrochene Gemeinschaft wiederherstellt. Gut vorbereitete gemeinschaftliche Bußfeiern können dieser Begegnung mit Gottes Barmherzigkeit ihre ganze erneuernde Kraft zurückgeben.

Besondere Aufmerksamkeit muss auch dem Sakrament der Ehe und der Fürsorge für die Familien gelten. In einer Zeit, in der es schwerfällt, an Treue und Beständigkeit zu glauben, bedeutet die Begleitung von Ehepaaren, ihnen zu helfen, ihr Zuhause nicht auf die Zerbrechlichkeit von Gefühlen, sondern auf den Felsen der Liebe Christi zu errichten.

Zusammengefasst geht es darum: Die Liturgie ist nicht bloß eine Reihe von Praktiken, sondern das Wirken Christi selbst, das seine Kirche weiter formt, heilt und stärkt. Machen wir das Gebet zum pulsierenden Herzen unserer Pfarreien, unserer Familien und unserer Schulen. Eine betende Gemeinschaft flieht nicht vor der Wirklichkeit, sondern lernt, sie mit dem

Auge Gottes zu sehen und im Licht des Osterfestes zu leben, das auch dann strahlt, wenn ringsum Nacht ist. Die Pfarreien sind zweifellos das pulsierende Herz unseres Gemeinschaftslebens: Dort werden die Sakramente gespendet und die liturgischen Feiern begangen.

2. Die Familien: Hauskirchen

Wenn die Pfarreien das pulsierende Herz unseres Gemeinschaftslebens sind, dann sind die Familien der tägliche Atem. Dort wird der Glaube gelernt, weitergegeben und gelebt. Dort machen die Kinder ihre ersten Erfahrungen mit Liebe, Vergebung und Vertrauen. In ihnen formt sich der Blick, mit dem jeder Mensch sein ganzes Leben lang die Welt betrachten wird.

In dieser Zeit der Verunsicherung und der Angst haben unsere Familien eine zusätzliche Aufgabe: Sie sollen zu Werkstätten der Versöhnung, Schulen der Menschlichkeit und zu Hauskirchen werden.

Denken wir an die „Reinigung der Erinnerung“, von der wir gesprochen haben. Wo kann sie beginnen, wenn nicht in der Familie? Die Eltern sind die ersten Erzähler der Geschichte. Die Art und Weise, wie sie von der Vergangenheit erzählen – mit Bitterkeit oder mit Ehrlichkeit, mit Groll oder mit Vertrauen – prägt die Kinder für immer. Zum Zusammenleben zu erziehen gehört auch dies: die Wahrheit zu erzählen, auch wenn sie schmerzhaft ist, ohne dabei Hass weiterzugeben. Es bedeutet zu lehren, dass man sich an eine Geschichte des Leidens erinnern kann, ohne Rache zu wollen, dass man um seine Toten trauern kann, ohne anderen den Tod zu wünschen.

Unsere Familien sind der erste Ort, an dem wir konkret lernen, dem anderen zu begegnen: dem Nachbarn, dem Schulkameraden eines anderen Glaubens, dem Arbeitskollegen. Wenn Eltern Beziehungen voller Respekt und Offenheit leben, lernen die Kinder, dass solche Beziehungen möglich sind. Wenn Eltern verächtlich über diejenigen sprechen, die anders sind, nehmen die Kinder dieses Gift auf und lassen es in ihre Sicht auf die Welt einfließen.

Und dann das Gebet. Eine Familie, die gemeinsam betet, so lautet ein altes Sprichwort, bleibt vereint. Dazu braucht es keine komplizierten

Formeln. Das Kreuzzeichen und das Gebet vor dem Essen, ein kurzes Gebet am Abend, das gemeinsam aufgeschlagene und gelesene Evangelium am Sonntag. Kleine Gesten, die eine Atmosphäre schaffen, die alle – Kinder und Erwachsene – daran erinnern, dass Gott in diesen vier Wänden zu Hause ist.

Ich denke dabei insbesondere an christlich-gemischte Familien, in denen verschiedene Traditionen nebeneinander bestehen. In einem Umfeld, das zur Trennung drängt, ragen sie als prophetisches Zeichen hervor: Sie bezeugen, dass die Liebe stärker ist als alle Barrieren, dass Begegnung möglich ist, dass man in der Vielfalt Einheit schaffen kann. Ihnen gilt unsere Unterstützung und unsere Bewunderung.

Ich weiß sehr wohl, dass Familien heute unter Druck stehen: die Wirtschaftskrise, die Angst vor der Zukunft, die Versuchung auszuwandern, die alltäglichen Schwierigkeiten. Viele Familien sind angespannt, erschöpft, müde. Ihnen gilt unsere größte Verbundenheit. Die Kirche möchte ihnen zur Seite stehen, sie stützen und ihnen helfen, die Schönheit ihres Weges wiederzuentdecken.

Euch, liebe Familien, sage ich: Fühlt euch nicht allein. Die Kirche ist bei euch. Die Pfarrei ist euer Zuhause. Wir können sicherlich nicht alles und jeden erreichen, aber scheut euch nicht, eure Sorgen mit uns zu teilen und nach Rat zu suchen, wenn alles hoffnungslos erscheint. Und vergesst niemals eure Aufgabe: Ihr seid die ersten Glaubenszeugen für eure Kinder. Taten zählen mehr als Worte. Gelebte Liebe zählt mehr als Reden.

Möge Maria, die Mutter von Nazareth, die in einem kleinen Haus die Wunder Gottes in ihrem Herzen bewahrt und betrachtet hat, jede Familie unserer Diözese begleiten. Möge sie uns allen die Kunst lehren, zu bewahren und zusammenzufügen, geduldig zu warten und dabei voller Zuversicht zu sein.

3. Die Schulen: Werkstätten der Zukunft

Unsere Schulen gehören vielleicht zu den größten Geschenken, die die Kirche diesem Land macht. Generationen von Männern und Frauen – Christen, Muslime und Juden – haben die Schulbänke unserer Einrichtungen besucht. Das ist keine Nebensache: Es ist eine echte Mission.

Heute sind unsere Schulen zu mehr aufgerufen. Sie sind nicht nur Orte der Bildung, sondern wahre Werkstätten neuer Menschlichkeit. Sie sind Räume, in denen man lernt, zusammenzuleben, in denen Unterschiede nicht verunsichern, sondern bereichern, und in denen die Begegnung mit dem Anderen zu einer Chance für Wachstum und nicht für Streit wird. Papst Leo XIV. hat kürzlich anlässlich des 60. Jahrestags des Konzilsdokuments *„Gravissimum Educationis*“ erklärt: *„Bildung ist ein Akt der Hoffnung und eine Leidenschaft, die sich immer wieder erneuert, weil sie die Verheißung sichtbar macht, die wir in der Zukunft der Menschheit erkennen“*[4] .

Gleichzeitig bleiben sie wesentliche Orte für die Weitergabe des christlichen Bewusstseins. Unsere Kinder müssen wissen, wer sie sind, welcher Geschichte sie angehören und welchen Schatz sie in ihrem Herzen tragen. Einen Glauben, den man nicht kennt, kann man nicht bezeugen. Ein brüchiges Selbstverständnis verschließt sich aus Angst, während sich ein festes und reifes der Begegnung öffnet.

Stellen wir uns Schulen vor, in denen nicht nur Wissen vermittelt wird, sondern ein Weg, die Geschichte unvoreingenommen zu betrachten; in denen Konflikte nicht verdrängt, sondern mit den Mitteln der Erkenntnis des Anderen, des Dialogs und des Respekts angegangen werden; in denen die Qualität des Unterrichts Hand in Hand mit der Qualität der Beziehungen geht. Schulen, in denen Gebet, Stille und Zuhören jungen Menschen helfen, die Wirklichkeit ohne Angst zu betrachten, und in denen Lehrer und Erzieher nicht nur Inhalte vermitteln, sondern einen Lebensstil vorleben.

Unsere Schulen müssen zu dem Ort werden, an dem die Vision, die wir in diesem *Brief* skizziert haben – das Jerusalem mit offenen Toren, die Versöhnung der Erinnerung, die Ablehnung der Gewalt – in der pädagogischen Arbeit und im täglichen Miteinander konkrete Gestalt annimmt. Hier entscheidet sich ein entscheidender Teil der Zukunft dieses Landes.

Ich bin mir der chronischen Probleme – nicht nur finanzieller Natur –, unter denen die meisten unserer schulischen und akademischen

[4] Leo XIV., Apostolisches Schreiben *„Neue Landkarten der Hoffnung entwerfen“* anlässlich des 60. Jahrestags der Konzilserklärung *„Gravissimum educationis*“, 28. Oktober 2025, 3.2.

Einrichtungen leiden, sehr wohl bewusst. Kürzlich tauchte in Jerusalem das Problem der Aufenthaltsgenehmigungen für Lehrer aus Bethlehem auf, ein Umstand, der die Bewahrung der christlichen Identität unserer Schulen ernsthaft gefährdet. Auch hier hat der politische Konflikt direkte Auswirkungen auf das Leben der Kirche, und wir müssen alles in unserer Macht Stehende tun, um unseren Lehrkräften zu helfen und sie zu unterstützen, ohne uns jedoch Illusionen hinzugeben. Es stehen uns schwere Zeiten bevor. Dennoch ist eines sicher: Mit Demut und Entschlossenheit werden wir den christlichen Charakter unserer Einrichtungen weiterhin verteidigen.

Mein aufrichtiger Dank gilt den Schulleitern, Lehrern und allen Mitarbeitern unserer Schulen. Ihre oft mühsame und wenig sichtbare Arbeit ist eine Investition in die Zukunft. Tag für Tag bauen Sie an dieser Stadt, von der wir träumen: eine Stadt, in der das Zusammenleben keine Utopie, sondern eine von klein auf erlernte Erfahrung ist.

4. Krankenhäuser und soziale Einrichtungen: Blätter, die heilen

Es gibt einen Ort, an dem Aufnahme, Dialog und Heilung bereits gelebte Realität sind: unsere sozialen Einrichtungen. Unsere Krankenhäuser, Kliniken, Caritas-Zentren, Suppenküchen und Notunterkünfte. Die Offenbarung spricht von einem Baum des Lebens, dessen Blätter *„dazu dienen, die Völker zu heilen“:* Unsere Einrichtungen sind wie diese Blätter, still und unauffällig, aber fähig, jedem Bedürftigen Linderung zu verschaffen, ohne nach dem Personalausweis oder dem religiösen Glauben zu fragen.

In unseren Krankenhäusern werden Juden, Christen und Muslime geboren, behandelt, leiden und sterben manchmal gemeinsam. Ärzte und Pflegekräfte verschiedener Glaubensrichtungen arbeiten Seite an Seite. In diesen alltäglichen Gesten wird die Liebe Gottes gegenwärtig und überwindet Spaltungen, die Worte oft nicht heilen können.

Hier wird der Dialog lebendig. Es bedarf keiner großen Reden. Es genügt die Geste dessen, der sich eines Leids annimmt, der ein Glas Wasser reicht, der einem Sterbenden beisteht. In diesen Gesten wird die Liebe Gottes gegenwärtig und heilt.

Unsere pastorale Aufgabe ist zweigeteilt. Zunächst einmal müssen wir diese Einrichtungen großzügig unterstützen, damit sie ihren Auftrag fortsetzen können. Es wird immer schwieriger, ihren Fortbestand und ihre Weiterentwicklung zu gewährleisten und gleichzeitig ihre Offenheit und Aufnahmebereitschaft sowie ihre Professionalität zu bewahren. Dies wird eine weitere Herausforderung sein, die uns in den kommenden Jahren erwartet.

Zweitens müssen wir diese Einrichtungen bekannt machen, um zu zeigen, dass ein anderer Weg möglich ist. Allzu oft hören wir nur die Stimmen des Hasses. Allzu wenig wissen wir von diesen stillen Taten, die das Gefüge unseres Zusammenlebens am Leben erhalten.

Allen, die in unseren Gesundheits- und Sozialeinrichtungen tätig sind – Ärzte, Pflegekräfte, Freiwillige, Mitarbeiter –, gilt mein tiefster Dank. Sie sind jene Blätter aus der Offenbarung, die schon heute still und leise die Folgen unserer Zeit wiedergutmachen. In einem Land, in dem alles trennt, schaffen Sie Einheit. In einer Zeit, in der der Hass schreit, lieben Sie in Stille. Ihre Arbeit ist in den Augen Gottes und der Gemeinschaft von unschätzbarem Wert.

5. Unsere älteren Menschen: Lebendige Erinnerung

Dann gibt es in unseren Gemeinden einen Schatz, den wir viel zu oft zu wenig wahrnehmen: unsere älteren Menschen. In einem alternden Land wie dem unseren sind auch sie eine wertvolle Präsenz, die Aufmerksamkeit und Dankbarkeit verdient.

Unsere Großeltern, unsere älteren Menschen, sind das lebendige Gedächtnis der Kirche. Sie haben Kriege durchlebt, Enttäuschungen durchgestanden, Vertreibungen erdulden müssen und am Wiederaufbau mitgewirkt. Sie haben den Wandel von Grenzen, Flaggen und Machtstrukturen miterlebt. Und doch sind sie geblieben, haben den Glauben bewahrt und weitergegeben. Oft im Stillen, mit der Zurückhaltung derer, die wirklich gelernt haben, dass Worte Gewicht haben und mit Bedacht gewählt werden müssen. Heute leben viele von ihnen allein. Ihre Kinder sind von hier weggegangen, auf der Suche nach einer Zukunft anderswo. Familien sind zersplittert. Die Einsamkeit der älteren Menschen ist ein Anliegen, das wir mit neuen Augen betrachten müssen.

In dem neuen Jerusalem hat, wie wir gesehen haben, jeder einen Platz. Auch diejenigen, die nicht mehr produktiv, nicht mehr so schnell sind oder Hilfe bei den einfachen Dingen des Alltags brauchen. In einer Gesellschaft, die den Wert eines Menschen an Produktivität und Effizienz misst, erinnern sie uns daran, dass Würde nicht mit dem Alter verloren geht und dass das Leben nicht durch das, was man tut, sondern durch das, was man ist, seinen Wert erhält. Weisheit entsteht aus der Zeit und den durchlebten Prüfungen. Auch wenn sich Einsamkeit bemerkbar macht – weil die Kinder weit weg sind oder die Familien zerbrochen sind –, bleiben die Älteren ein kostbarer Schatz, den es zu bewahren gilt. *„Die Älteren helfen uns, die Kontinuität der Generationen wahrzunehmen; sie besitzen die besondere Gabe, Brüche zu heilen“*[5] .

Unsere Pfarreien zeichnen sich als Orte aus, an denen sich ältere Menschen zu Hause fühlen. Wo sie nicht nur betreut, sondern auch angehört werden; nicht nur gepflegt, sondern auch geliebt werden. Schaffen wir Gelegenheiten, mit ihnen zusammen zu sein, ihre Geschichten zu sammeln und aus ihren Erfahrungen zu lernen. Die jungen Menschen, die Familien und die Kirche brauchen sie.

An alle unseren älteren Menschen in unserer Diözese richte ich ein Wort des Dankes. Danke für Ihre stille Treue. Danke für Ihre Gebete Tag und Nacht. Danke für die Geduld, mit der Sie die Last der Jahre und der Einsamkeit tragen. Sie sind wie tiefe Wurzeln, die man nicht sieht, die aber den Baum aufrecht halten. Ohne Sie wäre unsere Kirche viel zerbrechlicher.

Maria bewahrte im fortgeschrittenen Alter die Wunder Gottes in ihrem Herzen. Lernen wir von ihr und von unseren Älteren die Kunst, zu bewahren und vertrauensvoll auf eine bessere Zukunft zu warten.

6. Die Jugend: Mut und Prophetie

Wenn die Älteren die Erinnerung sind, dann verkörpert die Jugend die Prophetie. In ihr bündeln sich die Hoffnungen und Ängste, aber auch die lebendigsten Kräfte unserer Gemeinschaften. Sie zeigt, dass diese Gemeinschaft noch eine Zukunft hat.

---

[5] Franziskus, Nachsynodales Apostolisches Schreiben *„Amoris laetitia“* über die Liebe in der Familie, 19. März 2016, 192.

Die jungen Menschen leiden heute besonders unter fehlender Arbeit, einem Zuhause, dass sie sich nicht leisten können und einer Zukunft, die wie eine Mauer vor ihnen steht. Immer dringlicher werden ihre Fragen danach, ob sie zu diesem Land gehören und welche Zukunft es hat. Aber die jungen Menschen sind auch diejenigen, die etwas wagen, die nicht aufhören, Fragen zu stellen ohne irgendetwas als selbstverständlich hinzunehmen.

Den jungen Menschen sage ich daher: Glaubt nicht denen, die euch sagen, dass es hier keine Zukunft gibt. Die Zukunft werdet ihr mit euren eigenen Händen, eurem Verstand und mit eurem Glauben gestalten. Die Kirche möchte euch zur Seite stehen. Wir haben keine fertigen Lösungen, aber eine Gewissheit: Ohne euch wird unser Zuhause ärmer. Ich bitte euch, mutig zu sein. Verschließt euch nicht in der Angst, sondern engagiert euch voller Zuversicht für den Aufbau unserer Stadt.

Mögen unsere Pfarreien Orte sein, an denen sich junge Menschen zu Hause fühlen. Nicht nur als Empfänger von Angeboten, sondern als Mitgestaltende. Orte, an denen sie ihre Talente entfalten können, wo ihre Fragen nicht beurteilt, sondern aufgenommen werden, wo sie sich in Christus und seine Kirche verlieben können.

Die Heilige Jungfrau, die kaum mehr als ein Mädchen war, als sie ihr „Ja“ sprach, möge euch begleiten und euch den Mut lehren, mit „Hier bin ich“ zu antworten.

7. Unsere Priester: Bezugspunkte für die Gemeinde

Ich denke nun voller Dankbarkeit an unsere Priester. Tag für Tag sind sie unter den Menschen, um die Mühen und Hoffnungen unserer Gemeinden mit ihnen zu teilen und das Wort Gottes und das Brot des Lebens auszuteilen.

Unsere Pfarrer stehen an vorderster Front. In dieser schwierigen Zeit, die von Verunsicherung und Misstrauen geprägt ist, ist ihre Aufgabe mehr denn je anspruchsvoll und wertvoll. Sie tragen die Last der Seelsorge auf ihren Schultern und bemühen sich, unterschiedliche Sichtweisen zusammenzuführen, den Schmerz jedes Einzelnen anzuhören, ohne Spaltungen zu verstärken, und in oft zersplitterten Gemeinschaften zum Zeichen der Einheit zu werden.

Unsere Priester bitte ich, für die Gemeinden ein fester und positiver Bezugspunkt zu sein. Seid nicht einfach diejenigen, die die Sakramente spenden – auch wenn das eine wesentliche Aufgabe ist –, sondern Männer, die fähig sind, zuzuhören, Mut zu machen und Brüche zu heilen. Euer Wort möge in einer Zeit, in der Worte oft abgenutzt und verletzend sind, von Vertrauen und Hoffnung geprägt sein. Möge eure Gegenwart eine Gegenwart sein, die verbindet und aufnimmt.

Ich weiß sehr wohl, dass Einsamkeit, Erschöpfung und manchmal auch Unverständnis eine schwere Last sein können. Und doch setzen sich viele von euch weiterhin unermüdlich mit Geduld und Großherzigkeit ein. Euch allen gilt mein aufrichtigster Dank, auch im Namen der ganzen Diözese: für die Treue, mit der Ihr die Gemeinden begleitet, für den Mut, mit dem Ihr auch in den schwierigsten Situationen weiterhin die Kirche präsent sein lasst.

8. Das Ordensleben: Wächter des Morgengrauens

Es gibt eine weitere stille Präsenz, die unsere gesamte Diözese durchzieht - oft verborgen, aber unverzichtbar: die der Ordensmänner und Ordensfrauen. Sie sind die Wächter des Morgengrauens und der Nacht (vgl. Jes 21,11–12).

Mit ihrem Leben des Gebets und der Weihe erinnern sie uns jeden Tag daran, dass es einen *„neuen Himmel“* gibt. In einer Zeit, in der sich alles auf den begrenzten Horizont der Politik, des Überlebens und der Angst zu beschränken scheint, richten sie ihren Blick nach oben und erinnern uns daran, dass ohne Gott jedes menschliche Bauwerk früher oder später zusammenbricht. Wie der heilige Johannes Paul II. betonte, ist ihr Zeugnis ein prophetisches Zeugnis für den Vorrang Gottes und der zukünftigen Güter – ein Zeugnis, das aus der Nachfolge Christi und der Liebe zu den Brüdern und Schwestern erwächst[6] .

Ich denke dabei besonders an unsere Klöster und kontemplativen Gemeinschaften, an alle, die in den Randgebieten der Städte leben und wirken, sowie an diejenigen, die in Schulen, Krankenhäusern, Pfarreien und Aufnahmezentren tätig sind. Oft ist ihre Präsenz unauffällig und

[6] Vgl. Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben *„Vita consecrata“* über das geweihte Leben und seine Sendung in Kirche und Welt, 25. März 1996, 85.

kaum sichtbar und doch ist sie unverzichtbar. In der Stille des Gebets und in der Treue ihres täglichen Dienstes bezeugen sie, dass sich das christliche Leben nicht an Effizienz oder Sichtbarkeit bemisst, sondern an Treue und Liebe. In einem von Spaltungen geprägten Land schaffen sie durch ihre Präsenz Vorbilder für ein mögliches Zusammenleben jenseits aller Zugehörigkeiten.

Mit besonderer Dankbarkeit denke ich an diejenigen, die in diesen Kriegsmonaten das Schicksal der Menschen bis zum Äußersten geteilt haben. Ordensmänner und Ordensfrauen, die gemeinsam mit der Bevölkerung Hunger, Angst und Bombardierungen erlebt haben. Als alles zusammenzubrechen schien, wurde ihre Präsenz zu einem kraftvollen Zeichen: Gott lässt sein Volk nicht im Stich. Als der Tod zu siegen schien, haben sie weiter gebetet, gedient und sind allen zur Seite gestanden.

Ein Wort des Dankes gilt auch den christlichen Freiwilligen, die trotz des Krieges weiterhin ins Heilige Land kommen, um in Schulen, Pfarreien sowie in Situationen der Not zu dienen. Allen Ordensmännern und Ordensfrauen unserer Diözese gilt mein aufrichtigster Dank: Mit eurer stillen Treue seid ihr Zeugen der Gemeinschaft und Baumeister der Einheit. Ihr macht keinen Lärm, sondern baut auf; ihr sucht keine Sichtbarkeit, sondern sät das Gute. Eure Präsenz ist eine lebendige Prophetie im Heiligen Land.

9. Ökumenischer Dialog

In unserer Diözese sind die christlichen Familien mittlerweile fast ausschließlich konfessionsgemischt. Unsere Kinder gehen gemeinsam zur Schule, lernen aus denselben Büchern und teilen dieselbe Zukunft. Im Alltag werden konfessionelle Grenzen ganz selbstverständlich überwunden. Der Alltag überwindet ganz selbstverständlich starre konfessionelle Grenzen. Dabei zeigt sich eine Fähigkeit zu geschwisterlicher Verbundenheit über die Konfessionen hinweg, die wir bewahren sollen. Im Heiligen Land ist der ökumenische Dialog – oder besser gesagt: die konkrete Beziehung zwischen den verschiedenen christlichen Kirchen – weder eine Option noch eine den Fachleuten vorbehaltene Übung: Er ist gelebte pastorale Wirklichkeit im Alltag und ein wesentlicher Bestandteil des Lebens unserer Kirche.

Kein Pfarrer kann seine Gemeinde begleiten, ohne die anderen christlichen Gemeinschaften zu berücksichtigen, die im selben Gebiet leben. Unsere Mission vollzieht sich zwangsläufig in einem Geflecht von Beziehungen, das Respekt, Abstimmung und den aufrichtigen Wunsch nach Gemeinschaft erfordert.

Eine der am stärksten empfundenen Schwierigkeiten betrifft die unterschiedlichen liturgischen Kalender, insbesondere zu Ostern. In einigen Gebieten der Diözese kann es vorkommen, dass zur gleichen Zeit eine Gemeinde die Auferstehung feiert, während eine andere die Fastenzeit beginnt. Das ist vor allem für die Familien eine schmerzhafte Situation, mit der sich die Kirche schon seit langem beschäftigt. Es wurde viel darüber diskutiert, wie diese Situation gelöst werden könnte, und manchmal schwankt man zwischen der Entscheidung, je nach Zeitraum entweder den gregorianischen oder den julianischen Kalender zu folgen. Eine Lösung gibt es bislang noch nicht. Welche Entscheidung auch immer getroffen wird, sie wird nicht allen unterschiedlichen und vielfältigen Bedürfnissen unserer Kirche gerecht werden können. Deshalb sind wir aufgerufen, diese Schwierigkeit geduldig zu tragen, die gegenseitige Teilnahme und geschwisterliche Verbundenheit zu fördern, weiterhin zu beten und auf einen Weg zu hoffen, der nicht aus abstrakten Entscheidungen entstehen kann, sondern nur durch einen gemeinsamen Reifungsprozess.

In Jerusalem zeigt sich die Last der Spaltungen zwischen den Kirchen weltweit auf besonders konkrete Weise – mitten im Leben unserer Gemeinden. Unsere Berufung besteht nicht nur darin, ein Werkzeug der Heilung für die Stadt und für die Völker zu sein, sondern auch darin, dieses Kreuz der Weltkirche, die hier ihr Herz hat, im Alltag zu tragen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass auch die gesamte Weltkirche davon profitieren könnte, wenn uns in diesem Bereich bedeutende Schritte gelängen.

Die Beziehungen zwischen den Kirchen sind in der Regel von Anstand und gegenseitigem Respekt geprägt, sowohl auf der Ebene der Kirchenleitungen als auch im Gemeindeleben. Das ist ein Zeichen der Reife, das es zu bewahren gilt. Gleichzeitig müssen jedoch anerkennen, dass sich in letzter Zeit einige Positionen verhärtet haben und dass in einigen Bereichen Missverständnisse und Spannungen auftreten, die

mitunter schmerzhaft sind. In solchen Situationen besteht die Versuchung als Antwort darauf neue Barrieren zur errichten und die Sprache des anderen zu übernehmen. Ohne Naivität, sind wir aufgerufen, dem Stil der Offenheit und Sanftmut treu zu bleiben und uns einen aufmerksamen und zugewandten Blick zu bewahren, ohne dabei unsere Identität und unsere Geschichte aus den Augen zu verlieren oder unserer Berufung untreu zu werden.

Deshalb ist es wichtig, konkrete Gelegenheiten zur gegenseitigen Begegnung zu schaffen: zum Beispiel mit dem Austausch zwischen den Pfarreien der verschiedenen Konfessionen, mit Begegnungen zwischen Priestern und Verantwortlichen der Jugendpastoral. Nur wenn man sich wirklich kennt, lassen sich Vorurteile und Unwissenheit überwinden.

Zweitens verlangt die Wirklichkeit von uns, mit einer gemeinsamen Stimme zu sprechen. Nicht nur zu sozialen und politischen Themen, was wir bereits tun, sondern auch zu grundlegenden ethischen Themen wie der Schutz des Lebens, Gleichheit unter den Völkern, Achtung der Menschenwürde, soziale Ungleichheiten, die Rechte der Armen sowie zu den vielen weiteren Themen, die das Leben jedes Mannes und jeder Frau betreffen.

In unserem Herzen muss unsere Haltung offen für die Universalität, aufgeschlossen und auf Einheit ausgerichtet bleiben. Ohne Naivität, aber auch ohne vorschnell aufzugeben. Denn die erste Herausforderung unseres Dienstes und unser erstes Zeugnis ist die Einheit unter uns.

10. Der interreligiöse Dialog: keine Insel, sondern eine Stadt

Wir haben es erkannt: Der interreligiöse Dialog steckt heute in einer Krise. Christen, Juden und Muslime finden nur schwer zueinander. Das Misstrauen hat tiefe Gräben gegraben, und viele fragen sich, ob es noch sinnvoll ist, diesen Weg weiter zu gehen.

Und doch ist der Dialog gerade in dieser so schwierigen Zeit weder eine Laune einiger weniger noch eine Option unter vielen, sondern lebensnotwendig. Unsere Schicksale sind miteinander verflochten. Wir können die Zukunft nicht allein gestalten und uns auch kein Zusammenleben vorstellen, das den anderen außer Acht lässt. Für uns Christen ist der Dialog, wie wir gesehen haben, keine bloße pastorale

Strategie, sondern integraler Bestandteil unserer Berufung und unseres Schicksals, die eigentliche Form unseres Kircheseins.

Es ist jedoch notwendig, einen Schritt zu vollziehen: vom Dialog der Eliten hin zum Dialog im Alltag. Begegnungen zwischen Fachleuten und offizielle Erklärungen sind wichtig, reichen aber nicht aus. Der Dialog muss in unsere Pfarreien, in die Stadtviertel und in die täglichen Beziehungen vordringen. Wir müssen lernen, mit dem anderen und nicht nur über den anderen zu sprechen; ernsthaft seiner Geschichte, seinem Leid und seinen Ängsten zuzuhören. Nur so können wir die Haltung überwinden, die ausschließlich dem eigenen Leid Bedeutung beimisst.

Die Schulen sind ein besonders geeigneter Ort für diesen gelebten Dialog. Unsere Klassenzimmer sind de facto bereits Orte, an denen das Zusammenleben erprobt wird. Hier ist es möglich, den jungen Menschen nicht nur Wissen über die Religionen zu vermitteln, sondern auch über die Kunst der Begegnung, indem man ihnen hilft, einen kritischen Blick zu entwickeln, der der einseitigen Erzählung des Hasses widerstehen kann.

Auch soziale Einrichtungen – Krankenhäuser, Caritas, Beratungsstellen – sind Orte, an denen Dialog durch den gemeinsamen Dienst an den Armen und Kranken täglich stattfindet, oft im Stillen. Hier findet bereits die „Heilung der Völker“ statt, von der die Offenbarung spricht, ohne großes Aufsehen und ohne Bedingungen.

Und dann die Vergebung. Ich weiß, das ist im Moment ein schwieriges Wort. Aber wir sind Christen, und Jesus ist der unbestrittene Meister der Vergebung. Vergebung bedeutet nicht, zu vergessen oder das Böse zu rechtfertigen. Es bedeutet, die Kette des Hasses zu durchbrechen und zu bezeugen, dass es möglich ist, auch wenn es unmöglich erscheint. Ich weiß, dass all dies naiv erscheinen mag. Doch das ist unsere Mission. Der Weg ist steinig, dessen bin ich mir bewusst. Aber verschließen wir uns nicht. Unsere Aufgabe bleibt es, Salz und Licht zu sein und Gelegenheiten des Vertrauens zu schaffen, auch wenn Worte allein nicht auszureichen scheinen.

11. Gegen die Kultur der Gewalt

Wir haben gesehen, dass im neuen Jerusalem niemand Einlass findet, der Lüge und Gewalt liebt und praktiziert. Unsere Ablehnung der Gewalt

muss absolut und sichtbar sein. Wir haben das schon oft gesagt, aber das reicht nicht aus: Wir müssen es leben, nicht nur in Taten, sondern auch in Worten. Wir leben wie in einem Meer gewalttätiger Worte, die längst zur Alltagssprache geworden sind. Und auch wir Christen laufen Gefahr, in diese Falle zu tappen.

Was also tun? Zunächst einmal sollten wir unsere Sprache einer Gewissensprüfung unterziehen - in Predigten, in der Katechese, in der Familie. Lernen wir, die Dinge beim Namen zu nennen, ohne den anderen auf einen Feind zu reduzieren. Unter allen Umständen bleibt der andere immer ein Mensch, den es zu respektieren gilt.

Erziehen wir unsere Kinder in den Familien dazu, keine hasserfüllten Worte zu verwenden, keine Falschmeldungen zu verbreiten und zwischen berechtigter Kritik und Beleidigung zu unterscheiden. Seien wir auch in unseren Medien vorbildlich: Bieten wir Informationen an, die der Wahrheit verpflichtet sind und das Verständnis fördern, statt Konfrontation zu schüren.

Wir fühlen uns machtlos angesichts des Gesetzes des Stärkeren. Doch die Offenbarung erinnert uns daran, dass die Kraft Gottes die des Lammes ist: Sanftmut, die nicht aufgibt, Liebe, die sich dem Hass nicht beugt und Vergebung, die den Feind entwaffnet. Das soll unsere „Politik“ sein. Papst Leo XIV. erinnert uns in seiner ersten Friedensbotschaft sehr deutlich daran*: „Die Welt wird nicht gerettet, indem man Schwerter schärft, urteilt, unterdrückt oder Brüder auslöscht, sondern vielmehr, indem man sich unermüdlich bemüht, alle zu verstehen, ihnen zu vergeben, sie zu befreien und aufzunehmen, ohne Berechnung und ohne Angst“*[7] .

Wir lehnen jede Komplizenschaft mit der Kultur der Gewalt ab. Unsere Treue gilt dem Lamm, nicht der Logik der Macht. Woher sie auch kommen mag, welches Gesicht sie auch annimmt: Gewalt ist niemals ein Weg des Evangeliums.

[7] Leo XIV., Predigt in der Heiligen Messe zum Hochfest der seligen Jungfrau Maria, Mutter Gottes, 59. Weltfriedenstag, 1. Januar 2026.

12. Das Vertrauen: gegen den Strom, aber notwendig

Im ersten Teil dieses *Briefes* haben wir über Skepsis gesprochen. Sie ist in unseren Gemeinschaften weit verbreitet: Skepsis gegenüber Institutionen, der Politik, Worten und manchmal sogar gegenüber der Zukunft. Wir müssen jedoch erkennen, dass Skepsis, wenn sie zu einer dauerhaften Haltung wird, letztendlich lähmt. Wir sind dazu aufgerufen auf diese Skepsis mit Vertrauen zu antworten.

Dabei geht es nicht um naiven Optimismus oder um eine Haltung, die die Härte der Realität ignoriert. Das christliche Vertrauen entspringt dem Glauben und ist eine Entscheidung gegen den Strom. Es ist die Gewissheit, dass Gott die Geschichte nicht dem Chaos überlassen hat und denen nahebleibt, die leiden, verfolgt und ausgegrenzt werden. Es ist die Überzeugung, dass ein Leben, das aus Liebe gelebt und hingegeben wird, niemals verloren ist.

Denken wir an Abraham und Sara. Menschlich gesehen gab es für sie keine Perspektive mehr. Und doch suchte Gott sie auf und vertraute ihnen eine Verheißung an. Vertrauen entspringt immer einem Besuch Gottes. Deshalb müssen wir beten, dass der Herr unsere Gemeinschaften, unsere Familien und unsere Herzen erneut besucht. Nur so kann eine Hoffnung entstehen, die nicht enttäuscht.

Ganz konkret ermutigt uns dieses Vertrauen, all jene Initiativen, Menschen und Einrichtungen zu unterstützen und sichtbar zu machen, die in unserer Region weiterhin an den anderen glauben und die Kunst der Begegnung fördern. Es reicht jedoch nicht aus, sich dem anzuschließen, was andere tun: Wir sind aufgerufen, selbst zu Förderern dieser Art der Präsenz zu werden und persönlich den Mut zur Einheit aufzubringen.

Manche mögen denken, es handele sich um unbedeutende Gesten, denn „hier wird sich nie etwas ändern“. Doch selbst wenn dem so wäre, dürfen wir nicht darauf verzichten, etwas zu bewirken. Wir wollen jene kleine, manchmal unbequeme Präsenz sein, die sich nicht von den Narrativen des Hasses leiten lässt, sondern mit Sanftmut und Entschlossenheit ihre eigene Botschaft bekräftigt: Christen hassen nicht. Das ist unser Zeugnis, und ist bereits eine prophetische Botschaft.

13. Menschen willkommen heißen: der Atem der Liebe

Jede Gemeinschaft ist von einer latenten Gefahr durchzogen – besonders, wenn sie so klein ist wie die unsere: die Gefahr, sich abzuschotten und zu einer Festung zu werden. Die Versuchung besteht darin, das zu schützen, was noch übrig ist, die Grenzen zu verteidigen, die eigene Identität zu bewahren – eine Haltung, die zwar verständlich ist, aber nicht christlich. Die Liebe, die Jesus uns lehrt, kennt keine Grenzen. Als man ihn fragte, welches das größte Gebot sei, verband er die Liebe zu Gott untrennbar mit der Liebe zum Nächsten. Und der Nächste ist in seinem Gleichnis ein Samariter – ein Fremder, ein Andersartiger, jemand, mit dem man nicht sprach. Jerusalem – das haben wir gesehen – hat immer offene Türen und besteht nur insofern weiter, als es zur Aufnahme bereit ist.

Menschen willkommen zu heißen bedeutet nicht nur, denen die Türen zu öffnen, die von außen kommen – Migranten, Flüchtlinge, Pilger, Arme anderer Glaubensrichtungen –, sondern auch, einander anzunehmen: über die Zugehörigkeiten hinweg, die uns trennen. In unserer eigenen Diözese leben Katholiken des lateinischen und des orientalischen Ritus, arabischer und hebräischer Sprache, sowie Gläubige, die aus unterschiedlichen Kulturen und Ländern stammen: Philippiner, Inder, Asiaten aus verschiedenen anderen Ländern, Lateinamerikaner, Afrikaner, Europäer. Wir alle sind eine einzige Familie, kein Archipel aus voneinander getrennten Inseln.

Den anderen – ganz gleich, wer er ist - willkommen zu heißen bedeutet, ihn nicht als Fremden zu betrachten, den man tolerieren muss, sondern als Geschenk. Es bedeutet, sich von seiner Andersartigkeit herausfordern und bereichern zu lassen. Es bedeutet, die Logik des „Wir“ und „Sie“ hinter sich zu lassen, um in ein einziges, alle einschließendes „Wir“ einzutreten.

Ich weiß sehr wohl, dass all dies angesichts der Situation, in der wir uns befinden, nicht einfach ist. Die Angst ist groß. Die eigene Identität scheint gefährdet. Doch das christliche Gewissen ist keine Festung, die es zu verteidigen gilt, sondern eine Quelle, die fließt. Eine Quelle, die nicht fließt, versumpft. Nur fließendes Wasser bleibt lebendig und schenkt Leben, wie der Strom, der aus dem Herzen des Lammes entspringt.

Mögen unsere Gemeinden Orte sein, an denen sich jeder – unabhängig von Herkunft, Sprache, Kultur und Glauben – willkommen, gehört und geliebt fühlen kann. Nicht, um unsere Identität zu verlieren, sondern um sie in ihrer wahrhaftigsten Form zu leben: als Liebe, die niemanden ausschließt.

Schlusswort: Zurück nach Jerusalem

Wir sind am Ende dieses langen *Briefes* angelangt. Vielleicht fühlt sich mancher an diesem Punkt erschöpft oder ratlos: so viele Themen, so viele Herausforderungen, so viele Wegweisungen. Die Gefahr besteht darin, dass wir uns überfordert fühlen und denken: *„Wie sollen wir das alles schaffen?“*

Die Antwort ist einfach: Das können wir nicht. Nicht alleine. Aber wir sind nicht allein.

Denn Jesus Christus hat gesagt: *„Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“* (Mt 18,20). Ja, es ist wahr, wir können bezeugen, dass wir dies auch in dieser Zeit erfahren haben. Deshalb ermutigen wir Sie dazu, *„euren Zusammenkünften nicht fern zu bleiben“* (vgl. Hebr 10,25). Jesus erwartet uns in unseren Pfarreien, in unseren Glaubensgemeinschaften, unseren kirchlichen Gruppen und Bewegungen. Die Inspiration des Heiligen Geistes können wir in unserem Alltag erfahren: durch die Heilige Schrift, das persönliche Gebet, die Begegnung mit anderen und den Dienst an den Armen. Auch wenn wir versucht sind, uns angesichts des Leids und des Bösen, das uns umgibt, zurückzuziehen, finden wir Christus und seinen Trost doch gerade dann, wenn wir auf den anderen zugehen.

Wir haben über den ökumenischen und interreligiösen Dialog gesprochen, über die Ablehnung von Gewalt, über das Gebet, Schulen, über Familien, soziale Werke, über das Ordensleben, ältere Menschen, über Vertrauen und das Willkommenheißen. Wir haben eine Vision skizziert: die des himmlischen Jerusalem, einer Stadt mit stets offenen Toren, erleuchtet vom Glanz des Lammes, deren Blätter den Völkern Heilung bringen.

Nun muss all dies weiter Gestalt annehmen. Nicht alles auf einmal, auch nicht mit unmöglichen Heldentaten, sondern Schritt für Schritt: in unseren Pfarreien, unseren Familien, an unseren Arbeits- und Begegnungsorten und im Kreise unserer Freunde. Wenn wir diese Seiten noch einmal in Ruhe lesen, sie in den verschiedenen kirchlichen und pastoralen Kontexten teilen und diskutieren – ohne Eile, Stück für Stück –, können sie zu einer konkreten Hilfe werden, um unsere Mission im Heiligen Land besser zu verstehen.

Denn letztendlich trägt uns nicht unsere eigene Kraft, sondern die Freude des Evangeliums. Eine Freude, die nicht von den Umständen abhängt und auch dann nicht schwindet, wenn alles von Dunkelheit umhüllt zu sein scheint. Eine Freude, die der Gewissheit entspringt, dass der Herr mit uns ist, uns nicht verlässt und selbst in den dunkelsten Nächten an unserer Seite steht, denn er ist auferstanden. Und er lebt mitten unter uns.

Das Lukasevangelium endet mit einem wunderschönen Bild: Nach der Himmelfahrt Jesu *kehrten* die Jünger *„mit großer Freude nach Jerusalem zurück“* (Lk 24,52). Sie waren erschüttert gewesen, hatten Angst gehabt und gezweifelt. Und doch kehren sie am Ende voller Freude zurück.

Auch wir möchten mit derselben Freude in unser alltägliches Jerusalem zurückkehren – in unsere Häuser, unsere Pfarreien, unsere Gemeinschaften, zu unseren täglichen Aufgaben. Es ist keine naive Freude, die die Mühen ignoriert, sondern eine österliche Freude, die weiß, dass das Licht die Finsternis besiegt, dass das Leben den Tod besiegt, dass die Liebe den Hass entwaffnet.

Kehren wir voller Freude nach Jerusalem zurück. Kehren wir mit Leidenschaft in unseren Alltag zurück. Tragen wir Gottes Traum für seine Stadt im Herzen, und lassen wir diesen Traum Schritt für Schritt, Tag für Tag zu unserem eigenen Leben werden.

Möge Maria, die Mutter Gottes und der Kirche, Königin Palästinas und des gesamten Heiligen Landes, Patronin unserer Diözese, uns auf diesem Weg begleiten.

Möge der Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters der Barmherzigkeit, auf jeden von euch herabkommen.

Jerusalem, 25. April 2026
Der heilige Markus, Evangelist

+ Pierbattista Kardinal Pizzaballa
Lateinischer Patriarch von Jerusalem